

Die Einschränkungen der Berufsfreude der hausgewerblich tätigen Schneider im Kanton Zürich.

Eine Studie zur Psychologie der Arbeit

von

Sigfried Bloch (Zürich).

Vorwort.

Angeregt durch einen Vortrag¹⁾, suchte ich eine grössere Anzahl der hausindustriellen Konfektions- und Massarbeiter persönlich auf; ebenso die sogenannten selbständigen Schneidermeister, welche zu Hause arbeiten. Im ganzen 635 beruflich tätige Personen²⁾.

Ich stellte mir die Aufgabe, zu erfahren, ob die eben bezeichneten Berufskategorien eine Arbeits-, beziehungsweise Berufsfreude empfänden; wenn ja, warum, wenn nein, warum und inwiefern zwischen den drei Berufsarten Berührungspunkte bestehen.

Die Befragten schienen erstaunt und lächelten anfangs ironisch über die ihnen unzeitgemäss scheinende Frage; schliesslich erhielt ich aber doch eine Reihe wertvoller Antworten und Nachweise, die, wenn auch nicht erschöpfend, doch wichtig genug sind, um in den nachfolgenden Blättern festgelegt zu werden.

Die Denkart und Empfindungswelt der Befragten ist eine derart individuelle, dass die mündliche zeitraubende Frage und Gegenfrage angebracht war, die schriftliche, wenn auch zeitsparende Befragung hätte nur bestimmte, im schriftlichen Ausdruck geschultere Personen zu Worte kommen lassen³⁾.

Eine systematische Darlegung der gewonnenen Resultate scheint mir erst dann am Platze zu sein, nachdem weitere Untersuchungen über das Seelenleben und die Heimarbeit hinsichtlich der Schneider fertiggestellt sind.

Herr Professor Dr. Sieveking war so freundlich, mich zu ermutigen, diese Studie fortzusetzen.

Der Verfasser.

I. Arbeit und Beruf.

1. Die Arbeitsfreude.

Die Schneider, die an der Arbeit eine Freude empfinden, besitzen Vermögen, ein handwerksmässiges Geschäft, das vom Vater ererbt oder übernommen wurde. Es sind Schneider, die noch in der Einzelwirtschaft des Vaters tätig sind. Dieser Minderheit geht es gut. Als sich der Meister selbständig machte, brachte er genügendes Gründungs- beziehungsweise Betriebskapital mit. Die Frau hatte gleichfalls eine Aussteuer. Die Betriebsmittel konnten festgehalten, ja sogar vermehrt, die Kinder anständig erzogen werden. Ein Hauch religiös-patriarchalischen Familiensinnes zieht durch die Arbeits- und Wohnstätte. Man ist zufrieden, glücklich. „Die Arbeit macht mir Vergnügen. Für mich ist sie Spielerei. Ich habe immer gerne gearbeitet. Schon als Knabe musste ich mich mit etwas beschäftigen. Das ging mir durch das ganze Leben nach. Hier, meine Frau weiss das. Sie kannte mich schon in der Jugendzeit. Meine Kinder sind im selben Geiste erzogen. Sie wissen nichts anderes“, bemerkte der städtische Handwerksmann. In der Tat zeugen Ausstattung und Ordnung in der Wohnung, der Verkehr mit den Gesellen und der Kundschaft von einer Zufriedenheit, wie wir sie in ähnlichen, seltenen Fällen übereinstimmend antreffen. Die Ehefrau eines Landhandwerkers gab mir im Beisein ihres Mannes ein Bild, das dem vorstehenden gleicht. „Arbeit macht immer Freude, wenn dem Arbeiter eine gewisse Wirtschaftlichkeit, von Hause aus, so zu sagen, angeboren ist, wenn eine richtige Erziehung auf guten Boden fällt. Mein Mann ist immer fleissig. Er befasste sich

stets mit irgend einer Arbeit. Von früh morgens bis spät abends. Sonntag arbeiten wir nicht; es sei denn ausnahmsweise ein Kunde zu empfangen. Ich sah meinen Mann nie müssig gehen. Im Elternhause war das Wichtigste: Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit. Wehe den Kindern, die faul waren. Sie hätten ernsthafte Vorwürfe, ja Schläge bekommen. Auch ohne einen wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen, müssen wir arbeiten. Das erhebt uns über vorübergehende Missstimmungen, die in geschäftlicher oder anderer Hinsicht auftauchen. Wir können uns das Leben ohne fortgesetzte Beschäftigung gar nicht vorstellen. Wenn es in der Schneiderei nichts zu tun gibt, stehen wir dem Nachbar bei oder besorgen Reparaturen, die es in einer Wohnung immer gibt. Es gibt stets Beschäftigung, wenn man diese als etwas Selbstverständliches, Naturnotwendiges empfindet.“

Ein gut situiertes Junggeselle, der in der Stadt Zürich ein eigenes Handwerk betreibt, führt das angenehme Gefühl, das er beim Arbeiten und die Unlust, die er beim Nichtarbeiten empfindet, auf das Pflichtbewusstsein zurück, das ihm von seinem Vater und tüchtigen Meistern beigebracht worden sei. Nicht zuletzt durch die Ohrfeigen, welche er gelegentlich in der Lehre bekam. Sonntags gehe er regelmässig in die Kirche. Eine gute Predigt stärke und fördere ihn in seiner Arbeit, wie er denn auch überzeugt sei, dass Gott die Arbeit zum Wohle der Menschheit eingeführt habe, dass, wer Gott liebe, immer bei der Arbeit sein müsse. Er habe sich bei dieser Religion, die die katholische Kirche vorschreibe, gut befunden⁴⁾.

Unter den verschiedenen Konfessionen befinden sich Handwerker und Arbeiter, die am Sonntag in gewerblicher Hinsicht keinerlei Verkehr unterhalten. Mehrere Protestanten und Juden begründen ihre Schaffenslust ebenfalls mit religiösen Motiven. Ein gläubiger Jude sagt aus, dass er an Werktagen mit Vergnügen arbeite; die religiösen Vorschriften verlangten das. Andererseits sei er gezwungen, am Sabbath vollständig zu ruhen. Er würde es wie eine schwere Sünde ansehen, an diesem Tage auch nur einen Knopf anzunähen oder die Nadel in die Hand zu nehmen. Um so freudiger gehe er am Werktag wieder an die Arbeit. Ein gläubiger Jude, der neben Werkstatt noch ein Ladengeschäft hat, bedauert, dass er infolge des Ruhetagsgesetzes den Laden auch Sonntags geschlossen halten muss. Es bedeute dies für ihn eine grosse wirtschaftliche Einbusse. Nichtsdestoweniger könne er auf die Sabbathheiligung nicht verzichten, auch nicht bei schlechtem Verdienst. Andernfalls hätte er zur werktäglichen Arbeit keine innere Freude.

Diese Art Glaube macht vor dem etwa vorkommenden schleppenden oder hastigen Geschäftsgang, wie

einige wirklich fromme Protestanten bestätigend ausagen, nicht Halt. Der Glaube fördert demnach die Arbeit in erfreulicher Weise.

Diese Gläubigen sind von den kirchlich angehauchten Leuten zu unterscheiden, die an Festtagen nach aussen sichtbar geschlossen haben, aber hinter geschlossenen Laden oder Rolläden arbeiten. Ich machte übrigens die Beobachtung, dass eine Reihe von Berufsleuten gezwungen ist, namentlich in Gemeinden, in welchen eine gewichtige Anzahl orthodoxer, zahlungsfähiger Abnehmer wohnt, den kirchlich gesinnten Kunden Konzessionen zu machen, sich ihren Anschauungen öffentlich anzuschliessen. Die konträre Erscheinung, in den Innenräumen dem zu widersprechen, ist dann auf den Mangel genügenden Einkommens zurückzuführen.

Eine intensive Freude an der Arbeit konnten wir bei jenen Schneidern feststellen, deren Arbeit in harmonischer Einheit der körperlichen, geistigen, seelischen und wirtschaftlichen Veranlagung entspricht⁵⁾. Ein Meister sprach sich stolz folgendermassen aus: „Ich war 10 Jahre auf der Walze, bereiste Deutschland, Frankreich, Österreich, die Schweiz und Amerika. Stellen, die mir nicht zusagten, verliess ich sobald ich konnte. Selbst wenn ich in einer Werkstatt einen bedeutend höheren Lohn als vorher empfing, kündigte ich und ging an einen anderen Ort, der mir einen geringeren Betrag einbrachte, der mich aber hinsichtlich der Art der Arbeit zufrieden stellte. So habe ich es noch jetzt in meinem eigenen Betriebe. Arbeiten, die mir nicht zusagen, chikanöse oder sonst unangenehme Kunden lehne ich einfach ab.“

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass es eine grosse Gruppe der Schneider gibt, die lieber am Hungertuche nagt, als sich in die andauernde drückende Abhängigkeit eines einzelnen Unternehmers zu begeben, oder sich von einzelnen Abnehmern beherrschen zu lassen. In vielen Fällen ist die Arbeitslust eben auch ein Resultat der früheren Selbsterziehung einer harten Lebensschule, des Beispiels des Milieus. Oft hörte ich die Worte: „In der Jugend war ich ein Schlingel, habe meinen Eltern Sorge bereitet. Faulheit, Bequemlichkeit zog ich der Arbeitsamkeit vor. Ich kam in die Fremde. Es erging mir schlecht, und ich wechselte viele Plätze. Mitunter war ich beschäftigungslos und auf die Mildtätigkeit von Kameraden und Bekannten angewiesen. Ich kämpfte auf einem langen Wege, der von Jahr zu Jahr mühsamer, aber schliesslich doch hoffnungsvoll schien. Später kam ich dann in eine bessere Gesellschaft, schämte mich meiner nutzlos vergeudeten Jahre und hatte mich, durch Krankheit hellsehend geworden, so umgewandelt, dass ich alle Nichtarbeitenden geradezu hasste. Ich arbeitete von da an,

was mir in die Hände kam. Ob Arbeit, Arbeitgeber und Lohn in den Rahmen meiner Wünsche passten, fiel nicht mehr ins Gewicht.“

Nicht gering ist der erfreuliche Einfluss, den der Alleinbetrieb auf die Arbeit ausübt. Eine Kategorie der Schneider erklärt, dass sie am liebsten schaffe, wenn sie nicht gestört werde; beim Alleinarbeiten werde man relativ am wenigsten gestört. Es gebe nichts Angenehmeres, als in jeder Hinsicht Herr über die Arbeit zu sein, sich von niemand hineinreden lassen zu müssen. Da käme es nicht vor, dass man von den Gesellen, von weiteren Arbeitern belästigt werde, der Verdienst sei absolut kleiner, aber relativ grösser. Ärger, Verdruss, welche die gesellschaftliche Arbeit oft täglich zeitige, sei doch mehr ausgemerzt. Man arbeite so still, ruhig und zufrieden, wie wenn die Arbeitsstube einer Kapelle gleichkäme, in der man eine Stecknadel fallen höre. Diese Offenbarungen fassen meist auf der Tatsache, dass die sich in die Arbeit teilenden Gesellen oder Familienmitglieder dem Sondercharakter, den wirtschaftlichen Anforderungen der Meister und Zwischenmeister der Neuzeit nicht mehr so entsprechen. Daraus entstehen intensive und extensive Unlustgefühle, namentlich hinsichtlich der Mitarbeit sogenannter fremder Kräfte, eine andauernd schlummernde Missstimmung, deren Beseitigung dadurch angestrebt wird, dass man wieder allein arbeitet und so die frühere Arbeitslust wieder herstellt.

Bedeutender ist schon die Gruppe der Meister und Arbeiter, die sich im Zusammenarbeiten mit der Frau, Tochter und Sohn wohl fühlen. Das kostet den Werkvorstand weniger Geld und wirkt arbeitsergänzend. Die Frau versteht nach langjähriger Mitarbeit die Eigenheiten des Mannes. Er fühlt sich nicht behaglich bei der Arbeit, wenn die Frau fehlt, wenn sie nicht nebenan sitzt und mitarbeitet. Viele Schneider, denen das Los einer glücklichen Ehe nicht bescheert ist, wo Familienglieder sich aus andern Gründen der beruflichen Arbeit fernhalten, mehr der Betätigung in der Haushaltung Zeit widmen, wo die vorgezogenen eigenen Leute an Zahl nicht hinreichen, ergänzen sich nicht allein aus rein wirtschaftlichen Gründen durch Mitarbeit fremder Gesellen und Kollegen. Nur in geselliger Arbeit macht ihnen diese ein Vergnügen. Es ist ihnen langweilig, so allein auf dem Tische zu sitzen, ohne, wenn das Gemüt es erfordert, sich aussprechen, sich unterhalten zu können⁶⁾. Daher die Erscheinung, dass selbst ohne zwingende Notwendigkeit da und dort ein Meister sich mit den Gesellen in die Arbeit teilt.

Hier ergeben sich häufig sogenannte Konträr-empfindungen. Bald dominiert die Sehnsucht nach der Alleinarbeit, bald nach geselliger Arbeit. Das eine oder andere Gefühl geht unter, taucht wieder auf.

Da kommt es nun viel darauf an, ob die Arbeit in voller Freiheit begonnen, fortgeführt und beendet werden kann. Oder ob sie sich unter irgendwelchem Zwange vollzieht. Ob man die Einzelarbeiten jede für sich so gestalten kann, dass die Gesamtarbeit im ganzen genommen doch als eine freudige Tat erscheint. Das ist nun der Fall, wenn erstens Handwerksmeister, Konfektions- und Massarbeiter sich den Lustempfindungen freiwillig hingeben oder zweitens sie jederzeit von sich werfen, d. h. sie entbehren können. Dies trifft nun aber gerade in der Hauptgruppe nicht zu. Diese ist nämlich darauf angewiesen durch ihrer Hände Arbeit bei Strafe des Hungers und des Unterganges einen wirtschaftlichen Erfolg herbeizuführen. „Wir arbeiten, weil wir arbeiten müssen“, so lautete täglich die Antwort, die wir sowohl von Meistern wie von Gesellen und hausindustriellen Arbeitern erhielten. „Es gab für uns eine bessere Zeit. Wir hatten etwas Geld erübrigt, wenigstens verfügbare kleinere Beträge auf der Seite liegen. Damals war das Herz noch eher bei der Arbeit. Jetzt schon lange nicht mehr. Ich empfinde nicht die geringste Arbeitsannehmlichkeit. Es ist Gewohnheit, Übung. Man kommt sich wie eine Maschine vor. Ich wüsste nicht, wieso unter den bestehenden Berufsverhältnissen Arbeitsfreude erspriessen sollte. So fühlen wir uns z. B. stets krank, wenn wir keine oder nur wenig ergiebige Arbeit haben, und gesund, wenn wir so glücklich sind, eine erfreuliche, d. h. lohnende Beschäftigung zu finden⁷⁾.“

In einem Lokale sitzen Mann und Frau, emsig arbeitend, am Tische. Nebenan pfeift ein Vögelehen. Das dreijährige Kind spielt. In dieser Werkstätte sind zwei Maschinen, wovon die eine bezahlt ist; die andere hat ein Abzahlungsgeschäft geliefert, das monatliche Raten bewilligte. In den ersten zwei Jahren der Ehe waren die Ausgaben kleine, doch ist jetzt, infolge besserer Belohnung die Arbeit ergiebiger. Immerhin wurden jetzt auch grössere Anschaffungen gemacht, so z. B. in den letzten Jahren, wenige Bücher und Teppiche. Der Schneider erklärt, wer mit Freude schaffe, sich besser stelle, aber die Hauptgruppe bemerkt dazu, dass, wer sich gut stelle, eben auch eher mit Freude arbeite.

Die Unlustgefühle sind nun in der Tat so weit verbreitet, dass wir von einer sozialen Unzufriedenheit sprechen müssen⁸⁾.

2. Berufsfreude und Berufslast.

Ausübung des Schneiderberufes ist spezialisierte Arbeit, die sich ihrerseits wieder in unzählige Kleinarbeiten zerlegt, die jede an ihrer Stelle dazu beitragen, einen wirtschaftlichen Erfolg oder Misserfolg herbei-

zuführen. Die Berufsfreude kann der Ausgangspunkt und Endpunkt der Arbeitsfreude bedeuten.

Entscheidend fällt ins Gewicht, ob das Wirtschaftssubjekt den Beruf aus Liebe zu demselben gewählt hat. Das ist bei vielen Schneidern der Fall. Sie haben bei Kameraden, Bekannten und Verwandten die Schneidertätigkeit erschaut und sich sofort am Anblicke derselben erfreut. Sie hatten die Empfindung: „Diesen und keinen andern Beruf wählen wir.“ Gestatteten ausserdem die häuslichen und materiellen, privatwirtschaftlichen Verhältnisse die freie Wahl, dann vollzog sich die Arbeit von Anfang an fliessend⁹⁾.

Immerhin stellen sich schon hier Schwierigkeiten entgegen, denn der lernende Schneider hat noch nicht die richtige Übung, die technische Fertigkeit; obwohl er an sich Lust zur Arbeit hätte, schwächt sich solche doch durch anfänglichen Mangel an Sachverständnis für die Art des Arbeitens ab. Häufiges Wiederholen derselben Tätigkeit, fehlerhafte Ausführungen etc. führen zu Unerquicklichkeiten, die sich zwischen dem noch lernenden Schneider, Meister und der Kundschaft der Unternehmung auslösen. Gelingt eine Arbeit, erweckt sie Freude. Gut ausgenützte Wanderjahre, Unterrichtskurse, gute Lehrmeister, praktische Übung ergänzen das Stadium der Entwicklung und die wechselnden Empfindungen verschwinden. Dies geschieht in wirksamer Weise in jenen Gemeinden, wo der Schneider eine gesellschaftlich geachtete Stellung einnimmt, gewisse öffentliche Ehrenämter bekleidet, in gemeinnützigen oder beruflichen Vereinen mitwirkt. Gesellschaftliche Anerkennung hebt die Berufsfreude¹⁰⁾.

Nun ist aber der Schneiderberuf nicht überall gleich angesehen¹¹⁾, und die Schneider äussern sich darüber in wehmütigen Worten. Gewisse Gesellschaftskreise weisen auf die Pfuscher hin, welchen die Schuld beizumessen sei. Die Schneider erwidern, dass jeder Stand kompromittierende Glieder habe, ohne dass deswegen die ganze Klasse vermindertes Ansehen genösse. Namentlich kränkt es die gelehrten Schneider, dass die Inhaber klein- und mittelkapitalistischer Mass- und Konfektionsgeschäfte in weit höherem Ansehen stehen, obschon deren Besitzer meist keine Fachleute seien, sondern Unternehmer, die mit eigenem und fremdem Geld Handel treiben, in technischer Hinsicht aber vollständig auf die Untergebenen, das heisst auf die gelehrten Schneider, angewiesen seien und doch häufig genug auch in technischen Fragen hineinredeten, mit andern Worten, sich als Fachmänner ausgaben. Tatsächlich gibt es gut renommierte Geschäfte, welche sich für ihre Waren relativ hohe Preise bezahlen lassen. Die Annahme, dass die Bestellungen der Kundschaft dementsprechend ausgeführt werden, wäre naheliegend. Das ist aber nicht der Fall. Da und dort hört man

Klagen über schlechte Lieferungen, ohne dass deswegen der Unternehmer seine gesellschaftliche Stellung gefährdet sieht. So kommt es, dass unter den wenig bemittelten Schneidern die Meinung verbreitet ist, dass die Besitzenden sich eher Fehler gestatten dürfen. Wir werden noch an anderer Stelle ausführlicher darauf zu sprechen kommen, behalten aber hier schon einen typischen Meister aus der Umgebung von Winterthur im Auge. Er versicherte uns, dass die besitzenden Schneider bei gleich guten Leistungen und persönlichen Eigenschaften sich eines höhern Ansehens erfreuten als die besitzlosen. In der Tat trifft es zu, dass ein Schneider, wenn er im Nebenamt ein weiteres Einkommen hat, meist psychologisch der besitzenden Gesellschaft zugerechnet wird, und dass er häufig auch seinen gesellschaftlichen Erfolg weniger der hervorragenden Arbeit, als etwelchem Besitze und einflussreichem Familienanhang verdankt.

Der Grundstein zur Einschränkung der Berufsfreude wird allerdings schon früh gelegt. Der Vater ist Schneider. Der Sohn wird Schneider. Man fragt nicht lange, ob der Jüngling sich für das Handwerk eignet, ob die wirtschaftlichen Verhältnisse dieses Berufes dem Sohne eine lohnende Zukunft bieten. Just die Verwandtschaft und Bekanntschaft bringt schlecht gestellte und schwächlich gebaute junge Leute mit Vorliebe zu einem Schneider in die Lehre, ohne die Verhältnisse einer besonders ernstlichen Prüfung zu unterziehen. Gar mancher Schneider erklärt, dass man ihm schon als Kind einredete, dass er für einen andern Beruf zu schwach sei. An manchem Orte waren die Eltern früh gestorben, der Vormund erledigte sich dann rasch der Aufgabe, das Kind beim Schneider unterzubringen. „Der Vater war früh gestorben, ich sollte zuerst Bauer werden. Ich war aber zu schwach und zu unbemittelt und so in eine Schneiderwerkstätte hinein befohlen worden“, so lautet der typische Empfindungsausdruck. Selbst da, wo von einer Art Berufsvererbung, Schneidergeneration gesprochen werden kann, tritt die Berufsfreude wenig stark hervor.

So wurden viele Söhne dem Schneiderhandwerk belassen, „weil sich gerade nichts anderes gezeigt habe“. Die Schneiderei ist nicht so schnell erlernt, wie im allgemeinen angenommen wird. Man erhält eben in der Lehre nicht alles in die Hand. Nicht jeder Meister betreibt sein Fach so, um es lehren zu können. Nicht jeder junge Mann eignet sich zum Beruf. Es herrscht die Tendenz der Ausschaltung der Lehrlinge¹²⁾. Namentlich dort, wo keine besonderen Werkstätten vorhanden sind. Ausgenommen die Fälle, wo Zwischenmeister Lehrlinge halten, die aber bei jenen wenig erlernen. Beim einen Lehrmeister geht dem Lehrling die Arbeit sozusagen aus den Händen, er besitzt dazu

von Natur aus die Veranlagung. Beim andern bringt er nichts aus den Händen, wie der technische Ausdruck heisst. So sprechen sich viele Schneider folgendermassen aus: „Ich habe in der Lehrzeit wenig gelernt und auch später noch lange Jahre hindurch mich für den Meisterberuf nicht genügend vorbereitet. Einen Teil meines Misserfolges führe ich auf diesen Umstand zurück, der mich zwingt, Nebenbeschäftigungen anzunehmen, die mir Arbeit für den Hauptberuf vermitteln.“ Allerdings herrscht auf dem Lande vielfach ein Mangel an Schneidern, so dass die Berufswahl hier auf einen in dieser Hinsicht gebneten Boden fällt. Viele Schneiderarbeiter gehen aber nicht gerne aufs Land, so dass der ländliche Meister in Verlegenheit gerät, wenn viele Arbeit, aber wenige Arbeitskräfte am Orte sind. Für zahlreiche Familien, in welcher Erwachsene fehlen, die einen Beitrag, das heisst Mitarbeit zur Erzielung höheren Einkommens liefern könnten, ist die Berufslast besonders drückend. Die grosse Zahl möchte der schlechten Arbeits-, Lohn- und Preisbedingungen wegen den Beruf wohl aufgeben¹³⁾. Arbeitet man allein, versäumt man ausserdem Zeit, wenn Arbeit abzuholen und fortzutragen ist. Dieser Zeitverlust ist dann nachzuholen. Die Bemühungen um Verwendung der Arbeitskräfte in anderen Erwerbszweigen finden aber zu oft keinen Anklang. Viele Angehörige des Berufes sind infolge örtlicher Schulden, die sie machen mussten, an die Scholle gebunden. Der Körper hat nicht die richtige und auch nicht die regelmässige Nahrung, so dass die etwa schon bestehende Kränklichkeit, Nervosität etc. noch vertieft wird. Man klagt über Brustschmerzen, Magenbeschwerden; bald übt das andauernde Sitzen, bald übt der Aufenthalt in staubigem Lokale einen schlechten Einfluss auf den Gesundheitszustand und damit auf die Berufstätigkeit aus. Ist ein Schneider zugleich auch als Zuschneider beschäftigt, so ist das tägliche Stehen und Rechnen anstrengend. Das andauernde Zeichnen übt dann einen ungünstigen Einfluss auf die Augen aus, wenn sie stundenlang auf den gleichen Fleck gerichtet sind.

Zahlreich sind die Beschwerden, die durch das Einatmen stark riechender Tücher verursacht werden¹⁴⁾. Die Berufstätigkeit erlahmt, sie muss mehr oder weniger unterbrochen werden. Hat schon der schlecht gestellte Schneidermeister wenig Kredit, so trifft das noch mehr beim Arbeiter zu. Es müssen neue Schulden gemacht werden; Lebensmittelschulden sind aber sehr misslich. Wenn die Rechnungen angelaufen sind und nichts oder nur wenig abbezahlt werden kann, hört der Kredit auf, und es beginnt eine eigentliche Hungerkur. Schneider R. gibt in Anwesenheit seiner Familie folgendes zu Protokoll: „Ich muss schauen, dass ich Arbeit finde, dass ich als Vater meine Pflicht tue. Ich darf

kein anderes Vorbild geben. Früher war ich Zuschneider und habe schönes Geld verdient aber doch nichts erübrigt, da die zunehmende Zahl der Familienglieder grössere Ausgaben mit sich brachte, welche dem Gehalte nicht entsprachen. Und nach aussen kann sich ein Meister nicht wie ein einfacher Arbeiter bewegen. Dazu kam noch eine jahrelang kranke Frau, die schliesslich der Schwindsucht erlag. Ich habe mit Gesundheit, Energie, Fachkenntnissen und Erfahrung angefangen. Jetzt habe ich leere Hände, die Gesundheit eingebüsst, vier bleiche Kinder und muss sehen, dass ich mich und die Kinder noch mühsam durchschleppe.“

Der Schneider, der in verschiedenen Betrieben gearbeitet, hat allerdings vor dem weniger erfahrenen Kollegen einen weiteren Gesichtskreis voraus. Wenn er, namentlich in grösseren Städten, wo die Mode mehr bewertet wird, reiche Kenntnisse sammelte, beobachtet er scharfen Auges jeden Körperbau und die Kleidung, die ihm auf der Strasse begegnet. Unter dieser Kategorie ist auch die intelligenteste Schneiderschaft zu suchen. Die modern gebildeten Schneider kommen aus der Akademie für Zuschneider, können aber ohne Kontrollmasse nicht ausmessen, fühlen sich der Lage nicht gewachsen. Die Modelle sind für normale Menschen berechnet. Die Figur des Käufers ist aber vielfach abnormal. Wohl nimmt er, um sich den technischen Anforderungen besser anzuschmiegen, an Fachkursen teil¹⁵⁾; er lernt dabei aber mehr an, als dass er eine tatsächliche praktische Belehrung empfängt. Er hatte eben früher als Geselle keine anspruchsvolle Kundschaft zu bedienen und ist nun, ohne dass er es zu bekennen wagt, in einer verzweifelt unglücklichen Stimmung, wenn ein Käufer beziehungsweise ein Besteller auftritt, der in technischer Hinsicht die volle Meisterschaft erwartet und besondere Formenforderungen aufstellt. Gelingt ein Stück nicht, so bedarf es eben grosser Geduld und Ausdauer, um es, angepasst, wieder herzustellen. Der eine Schneider ist ausserdem mehr auf Hand-, der andere mehr auf Maschinenarbeit eingeübt. Selten kennt ein von der Pike an gelernter Arbeiter beide Methoden gleich gut. Allerdings kommt es, namentlich auf dem Lande, viel vor, dass zuerst ein Kleid bestellt wird, das der neuesten Mode entsprechen soll. Nachdem dieser Wunsch erfüllt ist, kommen die Besteller hinterher und verlangen totale Abänderung. Man fürchtet den Spott der Bauern, kümmert sich aber nicht im geringsten um die gedrückten Berufsstimmungen des Schneiders¹⁷⁾. Im übrigen sei erwähnt, dass, wenn sich die Handarbeit auch schöner ansieht, damit nicht gesagt ist, dass sie in jedem Falle einen Vorzug verdient. Tatsächlich gibt es ja schlechte und gute Massarbeit,

schlechte und gute Konfektion. So wird eben letztere immer mehr bevorzugt und damit das Handwerk lahmgelegt. Ohne kapitalistische Organisation können sich der stärkste Handwerksmeisterwille, Unternehmungsgest, kaufmännische und technische Bildung nicht mehr geltend machen oder dann nur in seltenen Fällen, wo die ländlichen Konkurrenz- und Bevölkerungsverhältnisse eine Ausnahme zulassen. Freilich empfinden manche kleine Unternehmer, die ein Gründungskapital hatten, den Mangel oben erwähnter Faktoren, aber erst nachträglich. Die Aussage eines Meisters ist dafür recht bezeichnend: „Ich laufe der Kundschaft nicht gerne nach, komme mit ihr in Wirtschaften, wo man sie auf dem Lande unauffällig hie und da aufsuchen muss¹⁸⁾, nicht zusammen. Ich trinke nicht gerne, esse lieber zu Hause, spreche nicht gerne und lasse mir nicht gerne ablehnende Antworten geben.“ Dazu kommt, sitzen zwei Schneidermeister oder werdende Handwerker beim Bier, lauscht im Gespräch der stille, findige dem aufrichtigen Redner den Vorteil ab; etwa in der Nähe sitzende Abnehmer fühlen sich durch derlei Lieferanten abgestossen und kaufen die besser bezahlten Stücke auswärts. Mancher Meister macht sich ja in den Vereinen bekannt; aber andere sind doch nach des Arbeitstages Last zu müde, um noch auszugehen. Die Klagen der Handwerker, die aus materiellen Gründen der Kundschaft nicht nachgehen, nicht intensiv reisen können, klingen überzeugend und ergreifend¹⁹⁾. Selbst im selben Hause, nicht nur in der Ortschaft, bieten die kapitalistisch organisierten Konkurrenten ihre Ware an²⁰⁾. Um Ruhe zu haben, bestellen schliesslich auch solche Einwohner, die zurzeit einen Anzug gar nicht gebrauchten, so dass der ortsansässige Handwerker während langer Zeit leer ausgeht, das Nachsehen hat, vielleicht die notwendig gewordenen Reparaturen anbringen darf, die ihm aber nur einen kärglichen Ertrag bringen²¹⁾. Aus diesen Gesichtspunkten heraus sind die vielen Klagen über die Unsicherheit im Berufe zu beurteilen. „Wir haben nicht fest zu tun“, lautet die täglich, schmerzlich wiederholte Einrede, die wir erhalten. Wenn auch mancher bedürftige sogenannte Meister zu stolz ist, oder zu viel Selbständigkeitstrieb besitzt, für ein Geschäft zu arbeiten, so drängen ihn schliesslich die wirtschaftlichen Verhältnisse doch in die Abhängigkeit. Er sucht dann diese zu mildern, indem er für einige Tage in der Woche Preiswerk, Kundenarbeit annimmt, dabei aber Gefahr läuft, arbeitslos zu werden. Einer der beiden Arbeitgeber, die man gleichzeitig bedienen möchte, klagt dann über langsame Bedienungsweise, und so geht das Vertrauen verloren, das man dieser Kategorie Schneider, die Meister und Heimarbeiter zugleich sein wollen, entgegenbrachte.

Der gebildete Meisterschaftsarbeiter ist sich ausserdem nicht gewohnt, Vorschriften entgegenzunehmen. Er beklagt sich, wenn er Heimarbeiter wird, dass alles nach Vorschrift gehe. Der Vertreter des Arbeitgebers, der in vielen Fällen technisch nicht auf der Höhe ist, befiehlt: „Ich will es so haben!“ Der gelernte Arbeiter sieht, dass die Vorschrift eine übelangebrachte ist, aber er darf nicht arbeiten, wie er will; er muss wider Willen wie eine Maschine in den Tag hinein tätig sein, bis er die Arbeit schliesslich von sich wirft und neuerdings der in Unsicherheit lebende, sogenannte selbständige Meister wird.

Hat schon der sogenannte grosse Schneidermeister zu kämpfen, um ein Kleidungsstück treffend herzustellen, wieviel mehr erst der kleine, dem bei jeder Gelegenheit die überlegene Konkurrenz in Erinnerung gebracht wird. Der kapitalistische Unternehmer, der in der modernen Zeit meist nur Kaufmann ist, die Ware fertig herzustellen Arbeitern und Angestellten überlässt, mit andern Worten gesprochen, der von der Technik der Arbeit wenig versteht, dem geschulten Arbeiter aber vielfach ins Wort fällt, in die Arbeit pfuscht, wie der technische Ausdruck lautet, lässt seinen Verdruss über den Verfertiger eines misslungenen Produktes dadurch hervortreten, dass er Verbesserungen anordnet. Es kommt dann vor, dass diese besser gemeinten imperativen Ratschläge irrite waren. Der Arbeiter kommt in die Lage, das Stück nochmals, dieses Mal nach seiner eigenen Methode zu ändern, ohne für den Zeitverlust und die Mühe eine Entschädigung zu empfangen²²⁾.

Der Träger des Produktes, beziehungsweise der Abnehmer, versäumt ausserdem in vielen Fällen richtige Angaben zu machen. Dem Verfertiger fehlt vielleicht das erforderliche gute Augenmass. Auch daraus entwickeln sich unliebsame Erörterungen, Zeitverluste, Nichtannahme der Ware, zahlreiche Anproben, Entschädigungsansprüche, Prozesse, die auf die Berufslust lähmend einwirken.

Es zeigt sich dies unter anderm auch darin, dass der Besteller z. B. den Kunden mit den Worten begrüsst, wo er sein Kleid her habe, das er eben trage. Es sitze ja ganz falsch. Der Verfertiger, also der Konkurrent habe ja ganz grobe Fehler gemacht. Dann bleibt der Schneider auf seinem Tische sitzen und erhebt sich nicht. Er gerät in Misstimmung, wenn er während einer vielleicht wichtigen Arbeit gestört wird. Manchmal verscherzt er sich auf diese Weise einen guten Kunden, der ihm im Nebenerwerb von Nutzen gewesen wäre. So ist zu beachten, dass er während der Arbeit keine Zeit hat, sich umzukleiden, um einen Kunden ebenso formvollendet zu empfangen, wie etwa ein Besitzer des Ladengeschäftes, das Mass- und Konfektionsarbeit damit verbindet. Auch fehlen die Mittel,

sich die notwendige Wäsche anzuschaffen. Allerdings hat die Frau, insofern der Schneider verheiratet ist, vielfach gar keine Zeit, der Wäsche erforderliche Sorgfalt zu widmen und manchmal auch nicht die hauswirtschaftliche Erziehung, die dem schaffenden Manne zu statten käme.

Sodann unterliegt es für den Eingeweihten wohl keinem Zweifel, dass sehr viele Schneider sich den Verhältnissen, in denen sie leben, nicht anpassen können.

Da ist der Schneidermeister, der aus demselben Grunde alles selbst machen sollte und möchte, aber über unzuverlässige Kräfte verfügt: ebenso hinterlassen viele Zwischenmeister diesen Eindruck. Der nötige Fonds, aus welchem der Lohn bestritten werden sollte, ist nicht da. Man rechnet auf Einnahmen, die ihn füllen sollten. Diese bleiben aus. So entsteht die irreführende Behauptung, die in Meisterkreisen beliebt ist, dass die Arbeiter zu viel Lohn verlangten. Es rentiert in vielen Betrieben nicht, mehrere Arbeiter anzustellen. Der technische Betrieb erforderte es. Da aber der Lohn vor allen andern Schulden fällig wird, trägt der Lieferant, trägt oft der Arbeiter die Kosten, indem der kleine überschuldete Kleinmeister das Ziel der Lohnzahlung hinausschiebt. So können z. B. häufig weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer die Lebensmittel gegen bare Bezahlung einkaufen. In der einen Woche isst man gut, in der andern schlecht. Die Arbeiter dieser parasitären Zwergbetriebe sind gezwungen, sich oft genug mit Abschlagszahlungen abzufinden. Kundenarbeit wird eben meist auch nur auf Kredit bestellt.

Man sucht bessere, einträglichere Beschäftigung, ohne sich vorher zu vergegenwärtigen, ob die Aufträge den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften und Lohnmitteln entsprechen. Die Arbeit soll rentabler werden. Man sieht schliesslich meist zu spät ein, dass bei allem Fleiss die gut fundierte Konkurrenz die schwächere zurückdrängt. Daraus entsteht dann das Misstrauen gegenüber allen Elementen, von welchen man glaubt, dass sie Nachteile bringen könnten. Man führt z. B. neue Besucher in das sogenannte bessere Zimmer und schliesst ängstlich die Türe der Werkstatt, die in das sogenannte Anpasszimmer führt. Im Kleinbetrieb wächst die Angst vor den Ohren der Arbeiter und Konkurrenz zusehends.

Dass schliesslich da, wo Arbeiter sich betätigen, auch diese unter den Verhältnissen leiden, ist einleuchtend. Wir kommen noch darauf zurück.

II. Die Einschränkungen der Berufsfreude.

3. Berufslast und Familie.

Die gute Verheiratung erweist sich für den einzelnen Schneider in der Regel als günstig. Mit dem Worte gute Verheiratung bezeichnet der Schneider die Ehe mit einer tüchtigen Wirtschaftlerin und Mitarbeiterin, die zugleich mindestens eine Aussteuer, wenn nicht einige Tausend Franken Bargeld, und häusliche Tugenden mitbringt. Es wird dies damit begründet, dass die Ehefrau einen angehenden Arbeiter ersetze, dem Manne in die Hand arbeite und ihm das missliche Umherziehen erspare. In der Tat gelingt es einer erheblichen Kategorie Schneider, dank der Mitarbeit der Frau²³⁾, sich über Bord zu halten. Hauswirtschaft und schlechte Berufsverhältnisse und persönliche Mängel verzehren allerdings meist schon nach ein paar Jahren das bare Heiratsgut, sofern ein solches mitgebracht wird. Häufig gehen noch weitere Zuschüsse, die von Verwandten gemacht werden, verloren. Sodann hat der Schneider, infolge ehelicher Einrichtung und grösseren laufenden Ausgaben, ein erhöhtes Einkommen notwendig, das vielfach erreicht wird, oft aber auf Kosten der Frau und erwachsener Kinder²⁴⁾, die zu Arbeitsmaschinen herabsinken und gesundheitlich Schaden leiden, in die Höhe geht. Die Berufsfreude wird durch die Mitarbeit der Frau zwar gefördert, aber oft genug eher noch eingeschränkt. Denn viele verheiratete Schneider liefern gewisse Stücke billiger als ledige. Der Lohn wird dadurch herabgedrückt, so dass der Ausspruch: „Als ledig hatte ich es schöner“, auf diese Entwicklung, die man früher in den Kollegen- und Meisterfamilien nicht beachtet, jetzt aber einsieht, zurückzuführen ist. S. bemerkt: „Die Verheiratung hat nicht günstig eingewirkt. Da ich sechs unerzogene Kinder habe, bin ich gezwungen, viel angestrongter zu arbeiten, wenn ich meine Familie ernähren will. Als ledig habe ich mich leicht durchgebracht. Immerhin kommt mir die Frau zu statten, ohne die ich die Familie nicht aufrecht erhalten könnte. Tagelang besitze ich kein bares Geld. Solches zu entlehnen, bin ich zu stolz und hungere ich dann mit meinen Angehörigen oder wir essen nur das dringlich Notwendigste: Brot und Käse. In solchen Zeiten überkommt mich ein Gefühl der Verbitterung gegenüber meinen Arbeitgebern und der gutgestellten Gesellschaft, die unsereinem wenig Herz zeigt²⁵⁾.“ Die Kinder haben eben noch nicht die Kraft und das richtige Verständnis dafür, dass sie fleissig mitarbeiten sollen. Der Vater möchte ihren Willen durch Strafen erhöhen. Die Mutter bäumt sich dagegen auf. Es ergeben sich persönliche Reibereien, die den Familienfrieden und damit die Annehmlichkeit

an der Arbeit untergraben, namentlich wenn jeder Teil so seine besondere „fixe Idee“ über Erziehung hat, von der keiner abweichen will. Ich muss hinzufügen, dass meine Frau selbst flickt, wascht, kocht, bei pressanter Arbeit mithilft und die Ausgänge besorgt.“ Schneider O., der typische Repräsentant einer grösseren Gruppe, sagt aus, dass während der Zeit des Wochenbettes seiner Frau der Hausbesitzer auf Zahlung des Mietzinses dränge, eines Betrages, der zu dringlicheren Ausgaben nötig wäre. Anderseits weist eine Gruppe darauf hin, dass die Hausbesitzer, besonders wenn man länger bei ihnen wohne, Entgegenkommen zeigen und nicht nur den Termin des fälligen Mietzinses oft von sich aus verlängern, sondern sogar noch Geld vorschliessen. Es tut einem aber weh, gezwungen zu sein, solche Gefälligkeiten in Anspruch zu nehmen. Dazu bemerkt F.: „Das Gefühl, einer Krankenkasse anzugehören, wirkt ausserordentlich erhebend, doch hat ein Teil der besitzlosen Schneider das Kleingeld für andere Zwecke so dringend nötig, dass die monatlichen Beitragsleistungen meist nicht eingehalten oder nicht fortgesetzt werden können. So ist es auch nur ganz wenigen Schneidern beschieden, die Prämien für eine Lebensversicherung regelmässig zu bezahlen. Die Mehrheit lacht einen geradezu aus, wenn man sie fragt, ob sie für den Fall des Ablebens versichert seien. Mögen in dieser Hinsicht die meisten Wünsche unberücksichtigt bleiben, so haben eben die Schneider, so gut wie andere Berufsclassen, Lasten auf sich zu nehmen, die in ökonomischer Hinsicht drückend sein können, Opfer, die mit dem Familienanhang in Verbindung stehen.

So erklärt L.: „Meine Frau hat eine Cousine, die ihre Lehre in einem städtischen Geschäft angetreten und von uns nun die Werkstatt zur Verfügung bekommen hat, in der sie nachts schläft. Wir konnten sie doch nicht auf die Strasse legen.“ Schneider T. dagegen wohnt bei den Schwestern, kann ihnen das Kost- und Logisgeld nicht regelmässig entrichten und steht deshalb bei ihnen in vermindertem Ansehen. Das führt zu Differenzen, welche die Berufsarbeit nicht wenig stören. Wir haben aber schon a. a. O. hervorgehoben, dass ausserhalb familiärer, also in fremden Wohnräumen, die berufliche Unsicherheit, welche sich durch langsame Zahlung der Schulden äussert, ebenfalls und noch in weit höherem Grade besteht. Hier muss daran erinnert werden, dass viele Festlichkeiten insofern einen Druck ausüben, als die besitzlosen Schneider, um unter die Leute zu kommen und gewisse Abnehmerkategorien unauffällig anzutreffen, gezwungen sind, Haushaltungsgegenstände zu versetzen. Jene Schneider sind dann erst recht an die Scholle gebunden. Sie können dann die Gelegenheit nicht aus-

nützen, wenn sich ihnen auswärts bessere Einkommensquellen bieten. Die Frau befürchtet ausserdem, dass dies nur Verlockungen seien. Das eine Mal dringt sie darauf fortzuziehen, das andere Mal bittet sie den Mann, dazubleiben. Ihre Stimmung wechselt viel. Dies bleibt nicht ohne Einfluss auf den Mann, der sich noch gedrückt fühlt, namentlich wenn kleine Kinder da sind, die der Pflege bedürfen. Da und dort mischen sich besondere Unerfreulichkeiten in die Arbeit ein, wenn eine zweite Frau da ist, die das Empfinden des Mannes und der Kinder der ersten Frau durch spontane Äusserungen verletzt. Auch versteht man die zweite Frau doch nicht so recht, so dass die Empfindungswelt der beiden Teile verschieden ist und den Frieden der Werkstatt stört. Namentlich im Hinblick auf die Diskussion über die Zweckmässigkeit neuer Ausgaben für persönliche Bedürfnisse ist dies der Fall.

Wenn die erwachsenen Töchter und Söhne für ihre Mitarbeit in der Familie Kost und Logis erhalten, so ist das nicht nur so verstanden, als ob ihnen darauf ein Anspruch eingeräumt würde. Um so anspruchsvoller werden aber jene und drängen darauf, mehr Taschengeld zu erhalten. Anderseits übergeben die Kinder, welche ausserhalb des Hauses einer andern Berufsbetätigung nachgehen, den Eltern den Ertrag ihrer Arbeit, den Lohn, den Gehalt. Manche, durch das fremde Angestelltelement gesellschaftlich beeinflusste Töchter und Söhne, tun sich darauf etwas zu gute, dass sie selbst ihr Brot verdienen, dass die Eltern von ihnen unterstützt werden und bringen diese Gefühle auch zu Hause, wenn Zwistigkeiten entstehen, zum Ausdruck. Die Kinder übersehen unbewusst die mühsam errungenen Erhaltungs- und Erziehungskosten, welche die Eltern in schlechten Zeiten aufbringen mussten. So kommt es, dass die Eltern, besonders die Mütter der Grossstadt unangenehm berührt, erwähnen, dass es nichts Traurigeres gebe, als wenn die Eltern von den Kindern abhängig, von diesen den Lohn in Empfang nehmen und im Interesse der Gesamtfamilie verwenden müssten. O. ist ein ausgezeichneter Schneider. Er hat vier Zimmer und eine Holzkammer, die in einem leicht gebauten Hinterhause liegen. In der Stube, in welcher die Kinder schlafen, schlägt das Wasser durch die Wand. Zwei von den sieben Kindern sind unehelich geboren. Der Meister hat die Frau, die selbst unehelichen Ursprungs ist, anerkennen müssen, wie er bedauernd zugibt. Der Vater der Frau stellte ihr, dem Mädchen, weder Geld noch Naturalien zur Verfügung. Der Vater des Meisters (Lohn- und Preiswerker), kümmert sich um seinen Sohn und dessen Kinder nicht. Mildtätige Fremde nahmen sich infolgedessen der Kindererziehung an. Dem Schneider geht

es nun von Zeit zu Zeit so gut, dass er der Familie Geld zufließen lassen kann, das aber, weil die vorhergehenden Schulden bezahlt werden, nicht hinreicht, die ganze Familie gut zu ernähren. Jetzt sind einige Kinder erwachsen, in guter Stellung und bringen den Eltern ihren Lohn nach Hause. Die Frau besorgt die Haushaltung sehr gut, doch ist sie nicht dazu veranlagt und hat auch wenig Zeit, dem Manne beruflich beizustehen. An Vorwürfen, wenn die Arbeit wenig produktiv ist, spart sie dem Manne gegenüber nicht, was natürlich den Kindern nicht entgeht. Doch behandeln sie Vater und Mutter im allgemeinen mit Achtung. Der Mann ist brustkrank, kann sich nicht genug schonen. In Anbetracht der Verhältnisse sucht er gelegentlich das Wirtshaus auf. Ein Teil des Verdienstes geht dann dort unter. Diese Tatsache stört das eheliche Verhältnis noch mehr. Die Frau, selbst nervös, zwingt ihn, in der engen Werkstatt zu schlafen, in der die Kunden ein- und ausgehen. Es herrscht hier eine scheussliche Luft, zu deren Verderbnis auch noch umherliegende alte Kleider beitragen. Was übrigens den Alkohol anbetrifft, so erklärt uns auch ein lediger Massarbeiter, dem viele beipflichten, dass er infolge ungenügenden Essens gezwungen sei, mehr Alkohol zu sich zu nehmen. Ein Anderer sagt aus, dass er auf tägliche gute Fleischportionen nicht verzichten könne, das habe zur Folge, dass er relativ grosse Auslagen für Getränke habe. Kameraden von ihm essen in einer alkoholfreien Wirtschaft, hätten dann aber in der Zwischenzeit, wo andere sich mit Kaffee, Most oder Bier begnügten, stets wieder Hunger, d. h. Bedürfnis nach einer neuen Mahlzeit und damit auch nach einer neuen Ausgabe und nach einem neuen Ausgang, alles das wirkt auf die Berufstätigkeit störend ein²⁶⁾. Dies ist besonders auch in Streikzeiten zu beachten, in welchen gerne Opfer gebracht werden, andererseits die Unterstützung für den Fall verminderter Arbeit ungenügend erscheint. Hat man bei irgend einem Schuldner etwas zu gut, macht derselbe infolge seiner schlechten Lage Schwierigkeiten, die geforderte Summe zu bezahlen, geht man nur sehr ungern vor Gericht oder zu einem Advokaten. Man bekam in ähnlichen Fällen solch relativ erhebliche Kostenberechnungen, dass man lieber noch länger auf gütliche Abschlagszahlungen wartet. Auch die Steuerlast macht sich fühlbar. Die Forderung kommt oft in schlechten Zeiten, und es ist nicht jedermanns Sache, bei den Behörden Bittgänge und schriftliche Eingaben zu machen, solange sich diese, wenn nur irgend möglich, vermeiden lassen. Den Verheirateten schmerzt dies noch mehr als den Ledigen.

Nervosität, Anämie treten häufig auf. Es ist dies bis zu einem gewissen Grade wohl auf starke, zeitweise empfindliche Unterernährung zurückzuführen.

Über Magen- und Brustkrankheiten, Kopfweh, Schwindelanfälle wird viel geklagt. Zum Arzt zu gehen, schiebt die Familie, die in Not ist, meist bis zur Höchstgrenze der Gefahr hinaus. Die Ärzte haben gut sagen, man solle sich, z. B. bei Krebskrankheit, so rasch als möglich operieren lassen. Eine solche kranke Frau hat nicht nur grosse Angst vor der Operation; sie scheut die Kosten. Interessant ist, dass sechs Krebskranke, die wir besuchten, alle vor Ausbruch der Krankheit starke ökonomische und seelische Kämpfe durchgemacht haben. Während der Krankheit oder Wochenbettzeit der Frau kämpft der Mann oft doppelt. Eine Frau hat eben, wie zu beobachten ist, in gesunden Tagen instinktiv die Gabe, einen Mann in günstigem oder ungünstigem Sinne zu beeinflussen. Vielfach spricht sie in die beruflichen Angelegenheiten des Mannes hinein, die sie gar nicht gut versteht; meist versteht sie die ökonomische Lage des Mannes besser zu beurteilen und zu überschauen als der Mann²⁷⁾. Die Ehe dezentralisiert die Arbeit, die bald dem Berufe, bald den Hausgeschäften gewidmet ist. Andererseits trägt sie zur Produktivität der Arbeit bei, meist aber auf Kosten der Gesundheit eines der Familienglieder. Sind die Berufsverhältnisse schlecht, geht dann zum mindesten der Sohn oder die Tochter zu einer andern Berufsart über, doch gibt es Eltern, die auch in diesen Fällen wiederholt klagen, dass die Kinder wenig Geld nach Hause bringen, im Gegenteil noch unterstützt werden müssen. Andere Eltern äussern sich dahingehend, dass sie es in materieller Hinsicht nicht ausgehalten hätten, wenn die Frau, Sohn oder Tochter nicht in eine Fabrik gingen. Es kommt dann vor, dass ein Vater sagt: „Ich trage es meinem Vater jetzt noch im hohen Alter nach, dass er mich Schneider werden liess.“ Auf der andern Seite ist man glücklich, einen gutmütigen, bemittelten Vater und eine Mutter zu besitzen, die aushelfen, wenn die Not am grössten ist. Häufig genug haben aber die Eltern selber zu kämpfen. Es wird ihnen immer schwerer, neben den fortgesetzten Verpflichtungen die erwachsenen Kinder weiter zu unterstützen. Missstimmungen treten auf. Die Familienbande lösen sich. Die Entzweiung steigert sich bis zur gegenseitigen Befehdung, die durch die Heirat der Kinder vermindert oder verstärkt wird und je nachdem die Arbeit günstig beziehungsweise ungünstig beeinflusst.

4. Die sozialen Umgangsformen.

Ein grosser Teil der hausindustriellen, handwerksmässigen und Fabrikarbeiterschaft erfreut sich direkt, ein anderer indirekt der Vorteile, die durch die sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung der organisierten Schneider hervorgerufen werden. Diese erste

Kategorie, hauptsächlich die zunächst in einer Unternehmung beteiligte, ist gegenüber allen Handlungen der Unternehmungen, die mit Bezug auf Entlohnung stattfinden, äusserst misstrauisch geworden²⁸⁾. Es wird z. B. vereinbart, dass für eine Kategorie Werkstättearbeiter das Stücklohnsystem aufgehoben und durch einen bestimmten Stunden-, Tag- oder Wochenlohn ersetzt wird. Die betreffenden Arbeiter erfreuen sich einer Errungenschaft. Ihre Kräfte erfahren eine Stärkung, obschon der in Frage stehende Lohn vielleicht lange nicht hinreicht, die Kosten der teurer gewordenen Lebenshaltung zu decken. Nun ist unter den beteiligten Arbeitern eine Anzahl, die im Geiste des Geschäftsherrn gesehen, angeblich nicht schnell genug arbeitet, die sich mehr Zeit lässt. Das, meist aber andere Momente, z. B. der Wunsch, sich nach oben beliebt zu machen, verführt den Geschäftsführer beziehungsweise Zuschneider, die gemachten Konzessionen laut zu bereuen, den Arbeitern und namentlich dem Chef immer wieder plausibel zu machen, dass der Stücklohn im Interesse des Unternehmers wie des Arbeiters vorteilhafter sei. Privatim wird z. B. hinzugefügt, dass (gegen die Arbeiter gewendet) der Stücklohn die Leistungsfähigkeit der Arbeiter fördere (zum Unternehmer gesprochen), der Zeitlohn die Trägheit der Arbeiter fördere u. s. f. Solcher sich häutender Bemerkungen wegen brechen Meinungsverschiedenheiten aus, welche überaus schlechte Beziehungen mit zur Folge haben. Es ist den stellvertretenden Personen häufig darum zu tun, zu zeigen, dass das Geschäftsinteresse nach jeder Richtung hin gewahrt werde. Ungerechtfertigte Abzüge, Abänderungen, Nichtannahme eines Arbeitsobjektes gehören in den Rahmen dieser Betrachtung. Persönliche gegenseitige Antipathien oder Sympathiegefühle wirken mit, den Verkehr zu festigen oder zu lockern. Tatsächlich gibt es Arbeiter, die jede Bemerkung von oben in einen erregten Zustand versetzt. Schroffe Mahnungen, die von Leuten ausgehen, welche kaufmännisch, aber nicht technisch geschult sind und dennoch den Arbeiter meistern möchten, die eine vertraglich festgelegte, gut bezahlte Direktionsstellung haben und den Arbeitern den Lohn dennoch streitig machen wollen, begegnen oft begreiflicherweise einem leicht verletzbaren Arbeiter- und Berufsstolz. Oft liegt ein Vorurteil von unten, ein Hochmut von oben vor. Das Arbeitsverhältnis erhält so einen bitteren Beigeschmack. Ein Unternehmer, der in den Kreisen der Arbeiterschaft sich eines guten Rufes erfreut — jener hat seit vielen Jahren dieselbe grosse Zahl Stamarbeiter — bemerkt z. B. in anscheinend vertraulichen Kreisen, er habe sich seit 20 Jahren mit den Arbeitern herumgestritten. Solche Worte, die gelegentlich in weitere Kreise gelangen, vertiefen

einen schleichenden Kriegszustand, mögen auch noch so viele friedliche Tarifverhältnisse geschaffen sein²⁹⁾.

Die Massarbeiter z. B. haben vielfach die drückende Empfindung, dass sie in sozialer Hinsicht wenig massvoll behandelt werden³⁰⁾. So ist z. B. der Zuschneider gerade nicht in der Laune zu schneiden. Der Verkehr mit den Arbeitern entwickelt sich nicht höflich, nicht gleichgestellt, sondern häufig in spöttischem Tone. Ist der Arbeiter in Not, so geben ja die Arbeitgeber dann und wann Vorschüsse; manche aber tun dies nicht gern und nur zögernd. Andere wieder borgen nicht gerne Geld, schenken lieber, was der Arbeiter als drückend empfindet³¹⁾. Er hat aber oft keine andere Wahl; er ist gezwungen, Geld anzunehmen in dieser oder jener Art. Die Not zwingt dazu. Tritt der Arbeiter mit einer solchen oder ähnlichen Bitte auf, wird ihm nicht selten die Antwort zu teil: „Der Herr ist gerade beim Essen. Warten Sie ein wenig.“ Es geht dann vielleicht eine halbe, vielleicht eine Stunde, bis er kommt. Verspätet sich andererseits der Arbeiter, so lautet bei dessen Erscheinen die Anrede: „Man kann Ihnen ja kein Stück geben, wenn Sie nicht zur Zeit kommen. Ich habe jetzt das Stück anderweitig gegeben.“ Namentlich der Wechsel von Zuschneidern verursacht den Arbeitern Unannehmlichkeiten. Jeder Masszuschneider hat in bezug auf Verarbeitung eben andere Ideen und verlangt diese vom Schneider, während in der Konfektion die Modelle so zu halten sind, dass die Zuschneider sich danach richten können. Im sozialen Verkehr geht sodann der Zuschneider in der Hauptsache von Gesichtspunkten aus, die der Psyche der Arbeiter widersprechen. Die Verhältnisse der Zuschneider sind eben meist bessere. Sie haben eine kürzere Arbeitszeit, z. B. von 7—12 und 2—6 Uhr, eine feste Anstellung, die mit einem Mindestgehalt von monatlich Fr. 150 an beginnt und begründete Hoffnung, auf der Skala des Gehalts mit den Jahren höher und höher zu steigen. Im Massgeschäft ist es vielfach üblich, dem Zuschneider am Neujahrstage auch noch eine Gratifikation und einen oder mehrere Anzüge, die dem persönlichen Gebrauch dienen, gratis zu verabfolgen. Die Arbeiter weisen auf diese Tatsachen hin, wenn die Zuschneider bei Lohn-differenzen behaupten, ebenso gedrückt zu sein wie die Arbeiter.

Dabei kommt es vor, dass ein Arbeitgeber öffentlich als ein frommer Mann auftritt, viel Gutes tut. Sobald er oder sein Stellvertreter aber dem Arbeiter gegenübertritt, zeigt er ein ganz anderes Benehmen.

Dort entwickelt er eine freigebige Hand, einen ins Grosse gehenden Zug, hier macht er kleinliche Aussetzungen. Diese bald erkennbaren Gegensätze prägen

sich dem Arbeitergedächtnis tiefer ein, als im allgemeinen angenommen wird.

Niederdrückend wirken auf die Elternberufsfreude zuweilen soziale Gegensätze, unter denen schon die Kinder leiden. Der Schneider M. hat z. B. jedes Jahr denselben künstlichen Baum, wie er in den Schaufenstern eines Warenhauses oder einer Konditorei zu sehen ist. Während vier Jahren hatte er überhaupt keine Weihnachtsfeier begehen können. Wenn es irgendwie angeht, hebt er nun die gekauften Glaskugeln auf nächstes Jahr auf und kauft dann stets noch für 30 Cts. neue dazu und ein Pfund Nüsse. Dann will man doch hie und da den Kindern etwas kaufen, z. B. ein Bröschlein. Das Büblein möchte auch gerne gelbe Schuhe, die es bei den Kindern besitzender Eltern sieht und bewundert. Die Kinder gehen auf die Strasse. Andere Kinder haben eine Puppe, einen Laubsägekasten, eine Trommel. Die Kinder kommen nach Hause und sagen: „Papa, Fritzchen hat ein Werkzeug bekommen.“ Das Gemüt besitzloser Eltern ist nun gedrückt. Der Vater antwortet: „Wenn wir Geld haben, kaufen wir dir etwas. Nächstes Jahr wollen wir sehen, ob es möglich ist.“ Das besitzlose Kind hat eben auch Freude an einer Laubsäge, und es lässt den schlecht gestellten Eltern keine Ruhe, bis sie immer wieder darüber nachdenken.

Werden Kinder oder andere Drittpersonen in das Haus des Arbeitgebers gesandt, um Geld oder Arbeit in Empfang zu nehmen, geschieht es, dass die Beauftragten über Dinge ausgefragt werden, die mit der Arbeit an sich wenig Gemeinsames haben. Lieblose oder sonst unangebrachte Bemerkungen seitens des Arbeitgebers oder dessen Stellvertreters schliessen sich an, die der Arbeiterfamilie hinterbracht werden, z. B. sie solle mehr arbeiten, statt auszuruhen, zu streiken. Allerdings kommen auch erdichtete, harmlos gemeinte, falsch verstandene und falsch ausgelegte Worte vor, die aber zu Misstimmungen führen.

Sobald sich der leiseste Verdacht ergibt, dass eine bestimmte Firma Streikarbeit übernimmt, es braucht noch nicht erwiesen zu sein, beginnt die Atmosphäre der Arbeitsstube des klassenbewussten, organisierten Arbeiters schwül zu werden. Dieser lässt in solchen Dingen nicht mit sich spassen und der geringste Zweifel in die Zusagen des Arbeitgebers bringt eine Aufregung hervor. Erst nach und nach legt sich diese; unterdessen war der Mann schon nicht mehr mit ganzer Seele bei der Arbeit. Ein Teil der Arbeiterschaft würde auch während eines Streikes gerne arbeiten, steht aber im Banne des Gewerkschaftsbeschlusses und fühlt sich verpflichtet, der Organisation beizustehen. So äussert sich ein Heimarbeiter,

dass er bei jeder Gelegenheit gerne für die Interessen der Gewerkschaft eintrete, aber nicht gerne für jeden seiner Kollegen die Kastanien aus dem Feuer hole.

Der Heimarbeiter empfindet es als unbillig und unerschön, dass Berufe wie z. B. die Landwirtschaft erhebliche Subventionen erhalten, andere aber nicht. Sei der Arbeiter in einer misslichen Lage, sei er verschuldet, müsse er infolgedessen noch strenger arbeiten als der freie Durchschnittsarbeiter, so erhalte er nur ganz ausnahmsweise von privater Seite Unterstützung, beziehungsweise ein Darlehen.

Einen bitteren Beigeschmack hinterlassen die Mitteilungen, welche Arbeitgeber und Arbeitnehmer in den politischen Tagesblättern und in den Fachzeitungen, die manchmal persönlich zugespitzt erscheinen, veröffentlichen. Oft werden gewerbliche, berufliche und häusliche Streitigkeiten, zuweilen mit Nennung des Namens an das Tageslicht gezogen; ohne dass die Parteien sich vorher über den Wortlaut des Textes verständigt haben. Der vorher achtungsvolle Verkehr wird nun von einer Art Misstrauen durchsetzt, die einer Spannung der Beziehungen gleichkommt. Es geht sehr lange, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Oft ist der Zustand unhaltbar und schliesst mit einer Kündigung ab. Inzwischen nahm die Freude am Arbeiten nicht zu. Erst eine neue Umgebung hebt sie wieder.

5. Massarbeit und Konfektionsarbeit.

Hat der Massarbeiter in der flauen Zeit keine oder nur ungenügende Arbeit, dann macht er ohne des Meisters Wissen Konfektionsarbeit. Er erzittert bei der Möglichkeit, dass der Arbeitgeber der Massbranche dahinter kommen könnte. Ja, er schämt sich vor sich selber. Dabei verdient er dann nicht mehr, eher weniger. Denn, weil zu wenig eingeübt, braucht er zur Arbeitserledigung dieselbe Zeit wie bei Massarbeit, in der er produktiv tätig war, da sie für ihn infolge der technisch grösseren Fertigkeit, über die er verfügt, ergiebiger ist. Andererseits stellt sich ja auch der eingeübte Konfektionär, weil das ganze Jahr über andauernd beschäftigt, eher günstiger. So sprechen sich viele Schneider darüber aus, dass die Arbeitgeber bei der Massbranche²²⁾ einen Arbeiter nicht einstellen, wenn von ihm verlautet, dass er bisher auf Konfektion gearbeitet hat. Nur wenn er gute Empfehlungen habe, gelinge es ihm ausnahmsweise, solche Stellen zu erhalten. Meist stellt man dem Arbeitssuchenden die Frage: „Wo haben Sie zuletzt gearbeitet?“ Auf die Antwort: „In der Herrenkleiderfabrik X. in Zürich“ erhält er dann den Bescheid: „Wir bedauern!“ Allerdings nimmt ein Massarbeiter

Konfektionsarbeit nur dann an, wenn er hierzu durch die Verhältnisse gezwungen wird. In der schlechten Zeit erscheint dann die Nachfrage nach Arbeit wie eine drückende Bettelei, denn der Arbeiter wird nicht gerufen; er muss von sich aus laufen, um Beschäftigung, namentlich lohnende, zu erhalten. So sagt N.: „Wo Atelier- und Heimarbeit herrschen, erhalten in der flauen Zeit die Atelierarbeiter ein sogenanntes gutes Stück. Die Heimarbeiter³³⁾ werden erst in zweiter Linie mit Arbeit beglückt und sind vielfach gezwungen, in Arbeitgeberkreisen herumzulaufen und um Arbeit zu bitten, „betteln“ sagt die Sprache der Praxis. So hat z. B. ein hochqualifizierter Massschneider von Weihnachten bis Fastnacht für Flickereien ganze acht Franken verdient! Arbeit für neue Gegenstände konnte er einfach nicht auftreiben. Schneider L. bemerkt: „Die Massarbeit verschaffte mir nicht genügende lohnende Beschäftigung. Meine Frau drängt mich dazu, in der Konfektion Arbeit zu suchen, wozu ich mich unter schweren inneren Kämpfen schliesslich verstehen musste. Ich nahm endlich Konfektionsarbeit an, genierte und drückte mich aber deswegen vor den Kollegen der Massbranche.“ So gibt es eine Kategorie Schneider, die bald zur Konfektion bald zur Massschneiderei übergehen. Sie sind dann viel zu viel auf der Wanderung, auf dem Pflaster, wie der Fachausdruck hierfür lautet. Schneider F. äussert sich hierüber folgendermassen: „Es kommt viel vor, dass ein Massarbeiter, der zur Konfektion übergang, wieder zur ersteren zurückkehrt. Das ist der Fall, wenn er die Vorteile der Intensität der Konfektionsarbeit nicht kennt, z. B. die Einteilung der Arbeit bezüglich Maschine, Handarbeit und Bügeleisen. Es kommt viel vor, dass ein Arbeiter es nicht versteht, mehreres zusammenzurichten, dass er jedem Stück eine besondere Art und Zeit der Bügelei widmet. Er kommt dadurch nicht auf die Rechnung.“ So übernimmt eine ganze achtköpfige Familie Konfektionsarbeit³⁴⁾. Zwei Söhne sehen angegriffen und bleich aus. Sie arbeiten einander in die Hand. Der eine beschäftigt sich mit Wattierleinen, der andere mit Taschen, der dritte mit Ärmeln. Weitere Familienglieder widmen sich der Befestigung von Futter, mit Stoffaufschlag. Die Leute sind seit 10 Jahren in Zürich; der Vater beschäftigte sich schon in Deutschland mit der Konfektion. Alle haben ausserordentliches Geschick und bekunden, dass die Konfektionsarbeit ihnen nur infolge langjähriger Einübung, Arbeitsvereinigung und Arbeitsteilung relativ lohnenden Erwerb abwerfe. Schneider T. wirft hier ein: „Die Konfektionsarbeit ist um so produktiver, je länger die Arbeitszeit dauert. Ich arbeite gerne bis 10 Uhr nachts, je nach der Art der Arbeit, die ich besitze. Das Kartenlegen, Anstaffieren, Leinwandunter-

schlagen etc. gibt eben oft Mehrarbeit, z. B. in der Masskonfektion. Erhalte ich hier für ein Veston Fr. 7.25 statt Fr. 6 gewöhnliche Konfektion, so habe ich auch entsprechende Mehrarbeit. Arbeitet die Frau mit, dann machen wir z. B. in 2¹/₂ Tagen 2 Vestons, doch hängt das, wie gesagt, von der Struktur der Arbeit ab. In der Regel mache ich täglich ein Veston. Anfangs meiner Tätigkeit war das nicht möglich. Jetzt, nachdem ich eingeschafft bin, trifft dies zu, und wir sind zufrieden. Unser Kind haben wir eben so gezogen, dass wir nicht von der Arbeit weg müssen. Und dann war schon der Anfang für uns insofern leichter als vielen Kollegen, als meine Frau eine hübsche Aussteuer mitbrachte.“ Es ist hier beizufügen, dass z. B. bei der Konfektionsarbeit das Leibfutter an den Kanton „gestürzt“ wird, während Massarbeit Staffierung erfordert. Das kann nun 2¹/₂ Stunden Mehrarbeit antreffen. Schon aus diesem Grunde ist es möglich, dass in derselben Zeit weniger Stücke fertiggestellt werden. Eingübte Schneider der zwei Lohnkategorien weisen so keine grossen Lohndifferenzen auf; dabei ist festzuhalten, dass die Massarbeit vieler Schneider mehr wenig einträgliche Jahreszeiten einschliesst als dies im Konfektionsgewerbe der Fall ist. Die qualifizierte Handarbeit hat allerdings auch insofern nachgelassen, als sie nicht mehr so gediegen ist, weil der Arbeiter sich beeilen muss, um die Quantität auf eine bestimmte, kurze Zeit hin zu vollenden. Es zeigt sich die Tendenz, dass die Kundschaft nicht mehr so sehr auf die feine Arbeit Bedeutung legt; wenn das Kleid nur äusserlich einen guten Schnitt aufweist. Hochqualifizierte Arbeiter macht das missgestimmt; andere passen sich den neuen Sitten eher an. Schneider Z. bemerkt dazu: „Es ist Anfangs Sommer. Ich frage um Arbeit. Der Chef stellt mich ein. Er wünscht eine bestimmte Achselbeschaffung. Ich gehe nach Hause und mache die Arbeit. Ich bringe sie fertig zurück. Er ist nicht zufrieden. Ich stelle endlich die Arbeit so her, dass sie seinen Wünschen entspricht. Nun gibt mir auch der Zuschneider einmal ein Stück. Ich verarbeite das so, wie es der Meister wünschte. Der Zuschneider sagt aber, das Stück sei nicht gut. „Sie verstehen es nicht. Es gefällt mir nicht“, spricht der Zuschneider, ohne indessen seine Idee vorzuzeichnen. Er hat das Material nicht zur Hand. Es wird hin- und hergesprochen. Ein hinzugerufener, hochqualifizierter Arbeiter bestätigt vergeblich, dass die Arbeit richtig sei. Die Beschaffenheit ist dieselbe wie vor zehn Jahren. Nur Rundung, Façon und Chic sind anders geworden. Infolge meiner Einwendungen bin ich unbeliebt geworden und verdiene nicht genug Geld. Wenn auf solche Weise die Arbeiter häufig die Stelle wechseln, lautet das fliegende Wort der

Meister: „Es gibt keine guten Arbeiter mehr.“ Inzwischen verschwindet auch der Zuschneider. Ein sogenannter akademisch gebildeter, blutjunger Herr tritt an seine Stelle und verfährt mit alten, erfahrenen Arbeitern in einer verletzenden, aufgeblähten Sprache.“

Fordern die Unternehmer beziehungsweise die Kunden einen neuen Schnitt, so entspricht dem aber keineswegs die Entlohnung, wenn diese auch da und dort in einem gewissen Verhältnis zu jenem steht. Extraarbeit sollte ebensoviel wie Mehrbezahlung heissen, es wird aber nicht immer so gehalten. Bei einzelner Kundenarbeit kommt es ja vor, dass besondere Leistungen eine entsprechende Mehrvergütung zur Folge haben. Arbeitet man aber für ein Geschäft, muss man darauf verzichten, höher zu berechnende Kundenaufträge entgegenzunehmen; man fürchtet sich davor, infolge des Zeitverlustes die Lieferung für den Arbeitgeber hinauszuschieben. Und dennoch schmerzt es den Heimarbeiter, solch lohnendere Kundenaufträge ablehnen zu müssen. Das geschieht in der Massbranche namentlich vor Pfingsten, wo man alle Hände voll zu tun hat. Gerade in dieser Zeit lehrt die Erfahrung, dass z. B. die Verarbeitung feiner schwarzer Stoffe misslingt, wenn man sich zu lange dabei aufhält, beziehungsweise von der Arbeit wegläuft, sie unterbricht. Hilft auch die Frau mit, so ist damit nicht gesagt, dass sie sich zu jeder Art Mitarbeit eignet. Wenn die Frau dem Manne beruflich zur Seite steht, so kann es z. B. vorkommen, dass die eingezogenen Marken, beziehungsweise die Stiche, welche zur Markur der Kontur gemacht wurden, noch heraushängen, was das Auge des gediegenen Schneiders wie des Kunden verletzt, bemerkt R. Schneider O. hat besonders Freude an der Verarbeitung von Stoffen, die zu besser bezahlten Gehröcken, z. B. 20 Franken pro Stück, verwendet werden. Er arbeitet an einem solchen 3 bis 3½ Tage. Der Tag dauert von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends bei einer Stunde Pause. Immerhin hängt es von der Struktur der Arbeit und des Arbeitsobjekts ab, ob die Tages- zur Nacharbeit wird. Ausserdem kommt es darauf an, ob noch weitere Familienglieder mitarbeiten und der Arbeitende körperlich gerade so frisch ist, um gerne bei der Arbeit zu sein. Die vorher geleistete Arbeit hat also auch einen Einfluss auf das Gefühl bei der nachher zu leistenden Arbeit³⁵). Es kann so ein zu verarbeitendes Stück ausserordentlichen Genuss bereiten; namentlich wenn der Arbeiter die Empfindung hat, dass er neben relativ guter Bezahlung Anerkennung erntet. So sagte eine Schneidergruppe aus, dass sie zwar schöne Arbeit, d. h. eine Arbeit habe, die ihr in technischer Hinsicht Annehmlichkeit böte, die ihr in wirtschaftlicher Beziehung aber Unlustgefühle einbringe. Die Massarbeit produziere,

wenn der Lohn eine relative Höhe erreiche, sieben Monat Arbeit, d. h. Freude an der Arbeit, fünf Monate keine oder unbefriedigende Arbeitsgelegenheit, d. h. Unlustgefühle. Ein hausgewerblich tätiger Schneidermeister erhält z. B. für ein Grossstück 15 bis 18 Franken. Ausser einigen Reparaturstücken, deren Ertrag weiter zur Bestreitung der Haushaltungskosten nötig war, verdiente er in dieser Woche nichts mehr. Mit der Mietzinszahlung war er bereits im Rückstand. Er musste auch noch die Milch aufschreiben lassen. Zwischen Pfingsten und Oktober ist für viele in der Massbranche tätigen Schneider die Lage so schlecht, dass jede Ausgabe am Munde abzusparen ist³⁶). Da kommt es denn vor, dass, wenn unter der Woche Vorschüsse gewünscht werden, die Arbeitgeber erklären: „Was machen Sie denn mit dem vielen Gelde? Sie betteln immer!“ oder an anderem Orte: „Sie können nicht wirtschaften und tragen wohl das Geld zum Zuckerbäcker?“ Der besonders arbeitgeberfreundliche, fleissige und geschickte Schneider H. erhält für ein Veston durchschnittlich 15 Franken Lohn und arbeitet zirka zwei Tage daran, die Frau hilft aber mit und die Betriebskosten, wie Werkstattemiete, Beleuchtung, Kohlen, Faden, Nadeln, Maschinennutzung etc. hat er selbst zu bestreiten. Er hat Ende des Jahres keine Ersparnisse gemacht; führt das eben darauf zurück, dass er seine zwei Kinder standesgemäss erziehe. Er fügt mit Berufstolz hinzu: „Ich nehme nur besser bezahlte Grossstücke an und bekomme das ganze Jahr Arbeit. Ja, sie wird mir sogar ins Haus gebracht, dagegen muss ich sie selbst abliefern. In der flauen Zeit habe ich, wie andere, etwas weniger zu tun.“ Eine typische Bemerkung macht er allerdings noch: Er rechne die Betriebskosten nicht gerne aus, weil er sich ärgere, dass in dieser Beziehung die Arbeitgeber nicht grössere Einsicht hätten und die Fournituren wie Faden, Nadeln etc. nicht selbst zahlten. In dieser Hinsicht hat die Massarbeit mit der Konfektionsarbeit viel Verwandtes, denn auch auf letzterem Gebiete wird geklagt, dass um kleine Beträge gestritten werden muss. „Zum 50 Ct. mehr Abziehen“ sei man an manchen Orten schnell bereit, weniger bereit sei man, Avancen zu machen. „Wenn Sie doch nicht zufrieden sind, warum arbeiten Sie denn für uns?“ lautet oft genug die in noch milde Form gefasste Drohung³⁷). Namentlich zur Zeit eines wenig glänzenden Geschäftsganges und grossen Arbeitsangebotes. Zu den Missstimmungen tragen allerdings sogenannte Pfuscher bei, die nicht beständig und nicht gewissenhaft arbeiten und doch die Lage beeinflussen. Wenn ein Unternehmer viele und eilende Arbeit zu vergeben hat, stellt er oft planlos eine zu grosse Zahl Arbeiter an. Die Arbeit wird dann nicht selten schlecht verteilt. Auch gibt es Geschäfte, die in den

Zeitungen Arbeiter suchen. Es handelt sich nicht immer um ein wirkliches Bedürfnis, sondern um Reklame. Der Arbeiter, besonders der Nachzügler, macht dann zeitraubende Schritte. Es wird ihm mitgeteilt, dass die Arbeit bereits anderweitig „vergeben“ sei. Er hat den Eindruck, dass er getäuscht wurde. Man hat inzwischen vielleicht Arbeiter neuerdings eingestellt, mit welchen man sich vorher zankte. So erhalten beliebtere Arbeiter z. B. Konfektionsstücke, für die Fr. 3. 50, unbeliebtere Arbeiter etwa Stücke, für die Fr. 3. 25 bezahlt werden. Auch kommt es vor, dass man Fr. 4 Lohn per Stück verspricht und dann Fr. 3. 75 daraus macht, indem man dies nachträglich entschuldigt, als einen Irrtum erklärt und die Ziffern ausradiert. Die Arbeiter wissen, solange sie dem Unternehmer isoliert gegenüberstehen, in der Regel von dem Gleichgewichtspreis ihrer Arbeitsleistungen und den diesen Preis bestimmenden Faktoren nichts. Es kommt sogar vor, dass sie eine hochqualifizierte, dem Unternehmer enormen Unternehmergeinn bringende Arbeit zu einem Spottpreise verkaufen, nur weil sie ihren Tauschwert nicht kennen³⁸⁾. Namentlich auch in ländlichen Kreisen wird darüber geklagt, dass immer noch Tuch zu sogenannten Apothekerpreisen gekauft, dann zum Schneider gebracht und von diesem verlangt wird, dass er zu Spottpreisen, der technische Ausdruck hierfür lautet „vergeben“, arbeite. Hierunter wird in der Massarbeit ein Lohn von 20 Franken für die Herstellung eines ganzen Anzuges verstanden, wozu allerdings noch 5 Franken Extravergütung für Futterkosten kommt. Dass ausserdem viele Bauern die Rechnung erst nach einem oder zwei Jahren gänzlich abzahlen, haben wir schon an einem andern Orte bemerkt.

Der Reisebetrieb und die Konfektion schädigt eben auch die häuslichen Schneidermeister, welche unter den besten Bedingungen arbeiten. Aber auch in der Stadt sind die Aussagen gewisser Arbeitgeber, die vor der Kundschaft damit wichtig tun, dass sie grosse Löhne bezahlten³⁹⁾ — andere sagen vor anderer Kundschaft das Gegenteil aus — mit Vorsicht aufzunehmen. Die Schneider fühlen sich durch solche gelegentliche „Prahlerereien“ und Geschäftskniffe, wie sie es nennen, sehr gekränkt. Sie machen darauf aufmerksam, dass derartige Arbeitgeber in der Regel nicht beifügen, wie viele Familienglieder sich in den Lohn teilen, wie lange die Arbeitszeit daure und welche Arbeitskosten der Schneider selber zu tragen habe. Die Angabe des wirklichen Lohnes und der wirklichen Arbeitsbedingungen werde der Kundschaft gegenüber stets verschwiegen. Die soziale Käuferliga versage da vollständig⁴⁰⁾. Aber auch der sogenannte selbständige Schneidermeister fühlt sich in dieser Hinsicht zurück-

gedrängt. Erhält er z. B. für einen Anzug einen Preis von 65 Franken, so fällt auf den Arbeitslohn bei vier bis fünf Tagen Arbeitszeit 25—27 Franken und 10 bis 12 Franken Stoffgewinn, wozu aber noch Ausgaben für Fournituren, Abnutzungskosten und Miete kommen. Steigen diese Ausgaben, so steigen nur in ganz seltenen Fällen auch die zu erhaltenden Preise; wohl eher die Lebensmittelpreise und die Miete. Kleine Betriebe empfinden diese sie belastenden Vorgänge doppelt schwer. Ist z. B. in einem solchen ein Wochenverdienst von 30 Franken zu konstatieren, so kommt es vor, dass darauf Fr. 2 bis 4. 50, also zirka 10—15 % Spesen ruhen, während bei 60 Franken Wochenverdienst 3, 4 und 5 Franken, also nur 5—10 % Unkosten vorkommen. Beteiligen sich verschiedene Familienglieder an der Arbeit, so ist allerdings eine bessere, individuelle Einteilung der Arbeit möglich. Ein Hosenarbeiter z. B. erreicht mit der Zeit eine grössere Routine, die die sonstige Eintönigkeit während des Arbeitens öfters überwiegt. Eine Tochter ist Giletmacherin und verdient Fr. 4 bis 4. 50 bei zehnstündiger Arbeitszeit und halbstündiger Pause, ist aber nicht das ganze Jahr beschäftigt; sie, wie viele andere, sagen aus, dass sie bei der grösseren Freiheit, welche die Heimarbeit gewähre, die Unerfreulichkeiten der schlechtern Konjunktur und der längeren Arbeitszeit eben mit in den Kauf nehmen müssen⁴¹⁾. Es ist zu bemerken, dass Stückerbeiter die Zahl ihrer Arbeitsstunden nicht genau angeben können. An einem Tage arbeiten sie eben weniger lang, an einem andern Tage länger. Es hängt das von der Art der Arbeit ab. Auch wünscht der Auftraggeber vielfach rascheste Ablieferung. Je nach der Zahl der Arbeitenden, die sich in die Arbeit teilen, und ihrer Geschicklichkeit wird der Tag zur Nacht oder die Zahl der Arbeitsstunden nimmt ab. Arbeitet einer allein, so ist die Verkürzung der Arbeitszeit nur auf Kosten des Verdienstes möglich. Verheiratete Heimarbeiter sagen aus, dass ihnen die Atelierarbeit schon aus dem Grunde nicht behagte, weil zu Hause lohnender zu arbeiten sei, denn Atelierarbeit ohne hohen Zeitlohn sei schlimmer als geringer häuslicher Stücklohn. Das Gesetz, je feiner die Stückarbeit, desto weniger bringe sie Geld ein, werde nirgends brennender empfunden, als in einem kontrollierten Atelier, in welchem die Methode des Stücklohnes die herrschende sei. Ausserdem bringe der Werkstättbetrieb in vieler Hinsicht wenig Erleichterung, wenn diese Arbeitgeberbetriebsstätten nicht durch ein gesetzlich eingerichtetes Inspektorat kontrolliert werden. Auch leiden die Atelierarbeiter vielfach unter der Missgunst der Kollegen; bekommt einer z. B. ein schöneres Stück als der andere, macht dieser aus dem Unrecht, das ihm angeblich geschehen sei, keinen Hehl und

verbreitet damit eine allgemeine Missstimmung in der Werkstätte. Die Stimmung entspricht dann ungefähr derjenigen, die in Meisterkreisen herrscht, wenn einer dem andern die besten Kunden abjagt. Während aber hier immer noch die viel gefeierte, sogenannte Selbständigkeit, beziehungsweise Freiheit des Arbeitens hervorgehoben wird, verschwindet diese Empfindung immer mehr, wenn ein kapitalistischer Arbeitgeber gegenübersteht. Zwar erklären auch hier die meisten Heimarbeiter: „Bekommt man viel Arbeit, müssen wir sie innerhalb bestimmter Zeit machen. Nach der Nachtzeit wird nicht gefragt. Und macht man die Arbeit innerhalb der gewünschten Zeit, wird sie ungenügend bezahlt“. Der Einwurf einzelner, dass die Nachtarbeit nicht erforderlich sei, wo tagsüber angestrengt gearbeitet werde, stösst jene Regel nicht um. Er beweist nur noch weiter die Aufhäufung der Unlustgefühle. In der Massbranche kommt die missliche Unterbrechung der Arbeit dazu, wenn die Kunden nicht zum „Anprobieren“ erscheinen und das Kleid doch gut gefertigt haben wollen. Solche Vorgänge haben eben neue, unerfreuliche und unbezahlte Mehrarbeit zur Folge, wie z. B. Auftrennen infolge unverschuldeter Fehler. Pressante Arbeit ist übrigens meistens überanstrengender Arbeit gleichzustellen. Im Verschaffen zeigt sich allerdings die geringe oder bessere Warenqualität und damit die angenehmere oder unerfreulichere Arbeit, die zwischen andere Arbeit hinein willkommene Zerstreuung oder mühsame Konzentration bringen kann; doch ist auch hier zu sehen, dass Anfänger, körperlich Schwache und Halbgelernte die Schwierigkeiten weniger rasch überwinden, also unter grösserem Drucke leiden. Die abschliessende Tätigkeit an dem Arbeitsobjekte wird durch den oft unerfreulichen sozialen Verkehr nicht liebevoller gestaltet; sie endet, selbst wenn die Bezahlung eine relativ angemessene ist, mit einer Missstimmung, die die Berufstätigkeit nachher noch erfüllt. Schneider U. spricht: „Die Unternehmer zeigen sich in der ruhigen Zeit vielen Arbeitern gegenüber ohne Rücksicht. Es bieten sich viele Arbeiter an. Den Beschäftigten wird dann die Antwort zu teil: „Sie haben ja Zeit. Sie können die Stücke abholen lassen“. Kommt der Arbeiter, ist das Stück noch nicht bereitgelegt. Es ist ein unnützes, die Berufsfreude einschränkendes Hin- und Herschicken.“ Schneider A. fügt noch bei: „Wo in der Woche bloss ein Liefertag ist, müssen die Leute lange warten, bis die Arbeit übergeben werden kann und abgenommen ist. Im Winter hat das sehr unangenehme Wirkungen. Die Tage sind kürzer. Auch ist oft das Wartelokal schlecht geheizt und nicht gelüftet worden. Gar mancher zieht sich eine Verkältung zu.“ Das erstickt endlich das höhere Gefühl, das der Schneider auch noch bei der

Zerstreuung hatte, die ihm ein neumodischer Gegenstand brachte. Wenn eine neue Mode auch mehr oder weniger Arbeit an einem Stück hervorruft, z. B. drei- und viermaliges Steppen und untere Einfassung eines Paletots, so erweckt jene doch wenigstens die Annehmlichkeit der Abwechslung. Immerhin kommt der Mode im Kanton Zürich nicht die Bedeutung zu, die sie z. B. in den Residenzstädten hat, da die Neuheiten verhältnismässig wenig und nur in einer geringen Bevölkerungsschicht nach und nach Eingang finden⁴²⁾.

Die Konfektion⁴³⁾ bemüht sich übrigens auch in dieser Hinsicht immer mehr, der Massarbeit Konkurrenz zu bieten. So erklärt Schneider C.: „Viele anscheinend bessergestellte Klassen haben die Gewohnheit angenommen, des niederen Preises, des geschmackvollen Modells und der Bequemlichkeit der sofortigen Übergabe des Kaufgegenstands halber, Konfektion zu kaufen. Diese liefert teilweise sehr gut, was der Massschneiderei Arbeit entnimmt. Die Lagerkonfektion kennt ausserdem keine so schlechte Saison wie die Massbranche. So kommt es, dass die Massunternehmer die Arbeiter, welche ungenügend beschäftigt sind, selbst auf die Konfektionsarbeit mit ihrer mehr automatischen und pro Stück schlechteren Entlohnung hinweisen“. Die gelernte Massarbeit und die Konfektionsarbeit werden so noch besonders ungünstig beeinflusst⁴⁴⁾. Recht unerfreuliche Arbeit nennt der Massarbeiter die Konfektionsstücke, die ihm zum Flicker überbracht werden und die er doch nicht immer verweigern darf, obschon er schlecht bezahlt wird. Aber auch bei neuer Arbeit ist die Maschinenarbeit manchmal unvorteilhaft. Der gute Massarbeiter sagt, dass sie zu sehr in die Konfektionsarbeit übergehe. Doch kann eine neue Mode in dieser Hinsicht die Unerfreulichkeit beseitigen; besonders für solche Arbeiter, die eine Freude an neuer, gefälliger Mode empfinden. Es gibt nämlich Schneider, die der Mode gleichgültig gegenüberstehen. In der Konfektionsarbeit hat diese auch weniger zu bedeuten, namentlich hinsichtlich des Massenabsatzes auf dem Lande, wo nur einzelne auf ein formvollendetes Kleidungsstück Wert legen. Immerhin bedeuten derartige Stücke eine Mehrarbeit, der aber nicht immer eine entsprechende Mehrbezahlung, die möglichst umgangen wird, nachfolgt⁴⁵⁾. Der Einfluss der Gewerkschaften macht sich nur langsam geltend, denn die hausindustrielle Betätigung steht nur wenig im Banne der eigentlichen Arbeiterbewegung. Ein Streik verläuft in dieser Beziehung sozusagen im Sande; er ist auf dieses Gebiet nur sehr schwer hinüberzulenken, denn es handelt sich in der Hauptsache um nichtorganisierte Heimarbeiter. Ein Teil dieser nützt allerdings eine vorteilhafte Lohnstellung, die sich die organisierten Arbeiter

errungen, aus und fällt diesen in Zeiten der Arbeiterkämpfe durch Streikarbeit in den Weg. Andere wieder, die nicht organisiert sind, beteiligen sich an der Streikarbeit grundsätzlich nicht, da sie sich das Ansehen, das sie in organisierten Kreisen geniessen, nicht verschmerzen wollen.

Während wir Klagen hörten, dass die Massarbeiter, die keine Vorschüsse erhalten, am Zahltag nur einen Teil des Lohnes empfangen, sind solche Beschwerden in den Kreisen der Konfektionsarbeit selten.

Die Massarbeit wird eben vielfach von wirtschaftlich schwachen und parasitären Unternehmungen ausgeteilt. Diese sind dann von der Zahlungsfähigkeit der Abnehmerschaft, der Bareingänge und der Grösse der laufenden Wochenausgaben abhängig. So kommt es, dass heimarbeitende Personen auf den rechtzeitigen Eingang des Lohnes nicht in jedem Falle rechnen können. Die Folge davon ist die, dass Krämer und Wirte Kredite einräumen, welche selbst den an und für sich besser gestellten Heimarbeiter in Abhängigkeit bringen⁴⁶). Das hat eine störende Wirkung auf die Arbeit, wenn die Arbeiter infolge unregelmässiger Nahrungszuführung in ihrer Tätigkeit geschwächt sind. Schneider A. sagt aus: „Ich machte grosse Kämpfe durch, hauptsächlich infolge der Missstände in der Massbranche. Ich arbeitete oft 3 Tage und 3 Nächte hindurch. Pausen gab es nur, insoweit sie nicht zu umgehen waren. 28¹/₂ Jahre hatte ich fortgesetzte Darlehen aufzunehmen. Die Eingänge musste ich zum grössten Teil zur Abzahlung verwenden. Ich war gezwungen, mich furchtbar einzuschränken. Sieben Jahre lang hielt ich die denkbar schlechteste Kost aus. Ich hatte eine Schlafstelle, die mich monatlich Fr. 7 kostete. Schliesslich ging ich zur Konfektion über. Ich begann damit, dass ich Hosen verfertigte, für die ich pro Stück 80 Cts. erhielt⁴⁷). Es gelang mir endlich, besser bezahlte Arbeit zu erhalten. Zugleich eignete ich mir nach und nach eine grössere Fertigkeit an. Ich bediene jetzt abwechselungsweise zwei Konfektionsgeschäfte und erhalte nebenbei manchmal gute Kundenarbeit. Seit einem halben Jahre bin ich schuldenfrei. Es geht mir erst jetzt ordentlich.“ Schneider B. vertauschte die Massarbeit mit der Konfektion. Schliesslich verfertigte er vorzugsweise Postanzüge. Die Arbeitgeber können hier einen sichern Verdienst eher verbürgen. Der Schneider verliert, wie sich diese Kategorie ausdrückt, die Meisterschaft nicht. Er darf vielfach selbst zuschneiden und anprobieren, wodurch die Freude an der Arbeit weniger als in andern Spezialkategorien verloren gehe. Allerdings sei die Verarbeitung infolge der gebräuchlichen schweren und gröberen Stoffe eine weitaus schwerere und führe schneller zur individuellen Ermüdung und Erschöpfung,

und zwar schon nach Verlauf der ersten Arbeitsstunden. Auch komme der ausgebildete Schneider⁴⁸) als Schöpfer der Mode nicht zur Geltung, da hier neue Formen der Arbeit selten sind.

6. Der Bügelofen.

Mit dem Bügelofen muss erst die notwendige Erfahrung gemacht werden, um die Eigenschaften dieses wichtigen Hilfsmittels zu erkennen, die zur Annehmlichkeit der Arbeit beitragen. Der Schneider soll innerhalb weniger Minuten ein heisses Eisen haben. Da sind nun vielen Schneidern die Gasherde willkommen, vielen nicht zugänglich. Andere ziehen den Ofen vor und sind auch auf diesen angewiesen. Er brennt aber nicht recht. Er ist von alter, schlechter Konstruktion, die nur sehr langsam und nach Verlauf längerer Einkommensperioden ersetzt oder vervollkommenet werden kann. Verläuft die Zirkulation glatt — eine ganze Anzahl der Schneider behauptet, dass bei Nebel und glühenden Sonnenstrahlen dies schon an sich weniger der Fall sei — erfährt die Arbeit eine wesentliche Förderung.

Es kommt viel darauf an, wie sich der Hausbesitzer zur Ofenfrage stellt. Manche sind in dieser Hinsicht entgegenkommend; andere verhalten sich zögernd. Ja, vielfach werden die Wohnungen nur sehr ungern an die Schneider vermietet, weil die Manipulationen mit Ofen und Bügeleisen und die damit in Verbindung stehenden Unannehmlichkeiten sich einer Beliebtheit in Vermieterkreisen nicht erfreuen. Man befürchtet ausserdem Brände. So entstehen zwischen den Schneidern, Vermietern und weiteren Hausbewohnern briefliche und mündliche Streitigkeiten, die einen vorübergehenden und oft genug einen andauernden schlechten Einfluss ausüben und unliebsame Störungen der Arbeit zeitigen.

Für Nervenleidende, deren Zahl gross ist, ist das Bügeln besonders ungesund⁴⁹). Solche Leute sind um so bedauernswerter, wenn sie keine Ferien machen können. Meist trifft dies zu. Über Lampengeruch und Bügeldunst wird viel geklagt. Das Bügeln stellt an den Körper ausserdem grössere Anforderungen. Die Einatmung des Dunstes verursacht Müdigkeit, Kopfweg und Schwindel⁵⁰). Der Bügler gerät leicht in Schweiss. Auch bietet das Bügeln dem einen Schneider bei einer engern, dem andern bei einer weiten Hose Mehrarbeit. Es gibt eine Art Façonbüglerei, wobei die Behandlung der Waden, Knie, besondere Sorgfalt erheischt. Dazu kommt, dass vielen Schneidern die Anschaffung des Bügelofens (zirka Fr. 70), einer Maschine (zirka Fr. 270) nur gegen schwer lastende Abzahlungen möglich ist. Neulingen, aber

auch älteren Schneidern passiert es dann, dass das Bügeleisen auf den Boden fällt. Wiederholt sich das — es hängt oft von einem Zufall ab — entsteht daraus leicht eine Kündigung, die der Hausmeister bereit hat, bei dem von den anderen Hausbewohnern Beschwerden über Geräusch und Feuergefahr erhoben werden. Der häufige Wohnungswechsel unter Schneidern hängt also nicht nur mit der wirtschaftlichen Seite, sondern auch mit der Art und Weise der Technik der Berufsarbeit, die in eine besondere Werkstatt und nicht in den Haushaltsbetrieb gehört, eng zusammen.

7. Preiswerk, Lohnwerk und Arbeitslohn.

Vorübergehend kann die besitzlose Selbständigkeit eine Quelle ökonomischer Strebsamkeit sein. Der Besitzlose bemüht sich, selbständig zu werden. Namentlich wenn er während langer Zeit von einem Vorgesetzten, Unternehmer abhängig war und der misslichen Abhängigkeit überdrüssig wurde. Man glaubt, das Geld, welches man im Dienste anderer erarbeitete, für sich verdienen zu können. Anfänglich lässt sich dieser Gedankengang praktisch auch ganz gut an. Im Laufe der Entwicklung zeigt sich, dass es auf die Dauer nicht angeht, ohne festen Grund und Boden selbständig zu sein. Würden alle Kunden die Waren, welche der Schneider bestellt erhält, bei Empfang bar bezahlen, würde sich mancher Schneider, sei es als Meister, sei es als hausindustriell wenig entlohnter Arbeiter, in einer gewissen Unabhängigkeit bewegen können. Da dies aber immer weniger zutrifft, ergibt sich, dass derartigen Experimenten eine Ernüchterung folgt, die mit Zahlungsstockungen und Zahlungseinstellungen endet. In der Stadt sind diese Fälle zahlreich, doch kommen sie auch auf dem Lande vor. Immerhin kennt man sich hier besser, so dass, wenn die wirtschaftlichen Voraussetzungen im übrigen zutreffen, eine gewisse Selbständigkeit hier weniger spekulativ angelegt erscheint. Es gibt allerdings auch auf dem Lande recht viele Scheinexistenzen, welche die unproduktive Arbeit aus den angedeuteten Gründen als eine Last empfinden⁵¹). Je kleiner der Betrieb, desto grösser die Verluste, welche die Kundenarbeit zeitigt. So zum Beispiel erklärt eine Gruppe der Schneider, zurzeit keine 2 Franken Bargeld zu besitzen; alle Lebensmittel seien auf Kredit geholt worden. Noch jetzt sind sie Holz und Kohlen, die sie letzten Winter bezogen, schuldig. Diese Schneider haben zu wenig Kundenarbeit, zu wenig einträgliche Kundenarbeit und zu viele Kunden, die nicht regelmässig die Rechnungen bezahlen. Dazu kommt die Preisunterbietung unter den Schneidern selbst, die aus einem Massgeschäft austreten, für sich, ohne grössere Mittel zu be-

sitzen, in der Wohnung die Werkstatt errichten und ihre Erzeugnisse dann zu jedem Preise anbieten. Das bequeme, zu ebener Erde gelegene Magazingeschäft lockt eben bessergestellte Abnehmer vom hausgewerblichen Betrieb ab, so dass in letzterem die Nachfrage auch aus diesem Grunde nachlässt.

Das Magazingeschäft verkauft unter andern Scheinwollstoffe eher, das heisst Stoffe, die mehr unter dem Gesichtspunkte äusserer Eindrücke als der Qualität abgehen, die sich weniger beim Einkauf als beim späteren Gebrauch bewährt. Der hausgewerblich tätige Schneider kann derartige Stoffe nicht gut in Anwendung bringen, obschon sein Gewinn dadurch für den Moment steigen würde. Steht er aber noch im Lohnwerk, so darf er solche Scheinwollstoffe, die ihm zur Verarbeitung übergeben werden, nicht zurückweisen. Er hätte in diesem Fall eine zeitlang überhaupt nichts oder wenig zu tun. Unter den Ausländern, welche unter der wirtschaftlich prekären Lage leiden, bricht so ausserdem für eine gewisse Zeit noch ein krankhaftes Heimweh aus. Sie hofften, im Kanton Zürich ihr Glück zu finden. Sie würden jetzt gerne, wenn sie das Geld dazu hätten, ihre Schulden bezahlen und abreisen. Sie glaubten, in der Schweiz bessere Verhältnisse als in der Heimat anzutreffen und sehen sich bitter getäuscht. Sodann ist zu bemerken, dass das gesetzliche Reisekartensystem, welches für den Besuch auswärts wohnender Abnehmer massgebend ist, keinen erheblichen Unterschied zwischen schwachbemittelten und besitzenden Handwerkern macht⁵²). Namentlich wo die soziale Lage der erstern immer mehr die Ausdehnung des Kundengebietes erforderlich macht, kann ja dem kapitalistischen Kundenfang und der Sprengung der kleinen Stände vorübergehend nur durch unentgeltliche Zurverfügungstellung der Reisekarten an Handwerker oder wesentliche gesetzliche Einschränkung des Aufsuchens von örtlichen Abnehmern, durch fremde Unternehmer, gesteuert werden. Den Ausgaben für die Reisekarten, die jährlich neu eingelöst werden muss, schliessen sich eben noch beträchtliche Reisekosten an; der schlecht gestellte Meister verfügt aber nicht über einen Fonds, aus welchem jene auf längere Dauer bestritten werden können.

Wenn eine grosse und die überwiegende Zahl der Abnehmerkreise zahlungsfähig ist, macht sich ein relatives geringes Ausbleiben der Zahlungen nicht allzu fühlbar. Es zeigt sich indessen, dass Anfänger den Fehler begehen, den Betrieb auszudehnen ohne die ungenügenden investierten Kapitalien entsprechend zu vermehren. Die Unkosten wachsen. Man arbeitet zu allen Preisen und Löhnen. Und doch erfährt das Gefühl der Unzufriedenheit, der besser versehenen Konkurrenz nicht Stand halten zu können, eine Steigerung.

Es erscheinen Abnehmer, deren Bestellungen man des Umsatzes wegen, nicht aber ergibiger Rechnung halber annimmt. Manchesmal gesellt sich ein teures Mietobjekt, Hülfspersonal, brachliegende Ware dazu. Die Barmittel dezentralisieren sich immer mehr. Selbst wenn ein Krankheitsfall nicht in Erwägung gezogen wird, zieht sich dieser Zustand jahrelang hinaus. So wird die Freude am Berufe in hohem Masse ungünstig beeinflusst. Der Meister S. gibt, durch Belege gestützt, schmerz erfüllt zur Kenntnis, dass er mit Fr. 4000 Betriebskapital angefangen und alles verloren habe. X kaufte einen Schneidereibetrieb, steckte den ganzen Geldbesitz hinein, glaubte in dem Kundenbetrieb einen Ersatz zu finden, verlor aber sein Geld. Es darf nicht übersehen werden, dass ein Teil der Schneider möglichst gut leben will. Er ist es so gewöhnt. Dem wird entgegengehalten, dass man schon aus geschäftlichen Gründen einen grössern Aufwand treiben müsse. Wer in besitzenden Kreisen verkehren, das heisst den Absatz organisieren müsse, sei gezwungen, dementsprechend aufzutreten und den Eindruck eines Angehörigen der gutgestellten Klasse zu erwecken. Auch benötigt der schwachfundierte Betrieb in der guten Zeit, in der Saison, vertraute, geübte Arbeiter, verliert sie aber, wenn er sie bei ungenügender Arbeitsgelegenheit, also in der stillen Zeit nicht beibehält und gut bezahlt. Dazu kommen relativ hohe Ausgaben, die der Beruf erfordert und die durch die Mitgliedschaft in Berufs-, Schiess-, Gesang-, Turn- und politischen Vereinen sowie Inanspruchnahme in der Familie verursacht werden. Gar mancher, der am Abend die Arbeit bezahlt hat, hat am andern Morgen kein Geld mehr, lebt demnach in steter Unsicherheit⁵⁸). Ein Kleinmeister konnte am Samstag seinen Gesellen den hohen Lohn nicht auszahlen. Endlich hat er so viel Geld eingebracht, dass er die Arbeiter befriedigen kann. Am andern Tag bat der Meister den Gesellen um ein Darlehen von Fr. 10 und erhielt es. Eine Stunde später war dieser Betrag zur Begleichung einer amtlich eingeforderten Summe verwendet worden. Es mussten noch ein Paar Schuhe versetzt werden. Der Geselle erhielt das Geld erst durch Vermittlung des Gemeindeammanns zurück. Dieser ist ein Kunde des Meisters; letzterer hatte bereits seit längerer Zeit infolge vieler Inanspruchnahme der Nachbarschaft im Dorfe den Kredit eingebüsst und lebte doch einfach und zurückgezogen; er ist weder ein Spieler noch ein Trinker, noch machte er überflüssige Ausgaben. Es ist allerdings zu beachten, dass die kleinen Schneider meist die Rohmaterialien zu teuer einkaufen. Sie gebrauchen kleine Quantitäten. Auch fehlt es ihnen häufig genug an Stoffkenntnissen, und sie sind dann auf die eindringlichen Angaben der Lieferanten an-

gewiesen. Ubrigens verzichten viele Schneider eher auf einen Kulturgenuss wenn sie Geld in der Tasche haben, als wenn das Gefühl der Dispositionsunfähigkeit vorherrscht. Die Unfähigkeit zu disponieren wird dadurch gefördert, dass man unmoderne Stoffe ankauft, die den Mangel ihrer Absatzfähigkeit erst später erkennen lassen. So bleiben sie auf Lager und können nicht in Geld umgesetzt werden. Sodann wird von einer Kategorie über die Geschäftspraxis von Lieferanten und deren Vertreter geklagt. Sie verstehen es trefflich, günstige Bedingungen zu stellen. Kaum sind die Waren, bezw. die Arbeitsinstrumente geliefert, ziehen sie Wechsel und nehmen wenig Rücksicht auf die Zahlungsverhältnisse der Abnehmer. Freilich gibt es Lieferanten, die durch nobles Entgegenkommen hervorragten, aber nicht selten werden nachträglich nicht passende Gegenstände ausgetauscht, deren höherer Preis durch schönere Warenformen und Verpackungen verschleiert wird. Man kann den Abnehmern diese höhern Rechnungen nicht immer in Anschlag bringen. So spricht sich der Schneider S. folgendermassen aus: „Meine Kollegen hören es nicht gerne, dass ich ohne entsprechende Zahlung zu fordern, meinen Abnehmern entgegenkomme. Direkte und indirekte Vorwürfe und Schädigungen sind die Begleiterscheinungen solcher Vorfälle.“ An einzelnen Orten trübt das Verhalten der mitkonkurrierenden kleinen Meister, vielleicht politische Gesinnungsgenossen, den einzelnen Erfolg des schwächer gestellten Meisters. Dieser kann sich eben den Aufwand, der im Erwerbskampfe heute notwendig ist, nicht so gut gestatten. Stirbt z. B. ein beliebtes Familienglied, das dürftigen Kreisen entstammt, schmücken die Bewohner den Sarg mit Blumen und Kränzen. So schön dieser Brauch sein mag, es schiene oft zweckmässiger, das Geld zusammenzulegen und den Hinterbliebenen zu geben, die dann für die folgenden Tage der Not mit kleinen Barmitteln versehen wären. Andererseits sind minderbemittelte Schneiderfamilien gezwungen, besser gestellte Klassen nachzuahmen und für relativ teures Geld Blumen und Kränze zu kaufen; es handelt sich um die Anhängerschaft von Abnehmern, die man zu verletzen befürchtet, wenn die Aufmerksamkeit ausbleibt. Ja man ist oft peinlich berührt, dass die beruflichen Verhältnisse es nicht gestatten, ebenso nobel aufzutreten, wie die besser fundierten Erwerbskreise. Es zeigt sich dies unter anderm auch darin, dass viele Schneider es vorziehen, lediglich Lohnwerk zu bekommen; man habe dann doch kein Geld für den Bezug von Stoffen zu verwenden, brauche nicht so relativ hohe Preiswerke zu kreditieren und könne den Arbeitslohn intensiver in produktive Zirkulation bringen. Von anderer Seite wird der Nichtbezug von Stoffen, be-

ziehungsweise die blossе Verarbeitung von ins Haus gebrachten Materialien lebhaft bedauert, da dann ein erheblicher Gewinn ausbleibe und der Schneider weiter nichts als ein Lohnarbeiter sei. Massschneider T. in Zürich sagt aus, dass er für die Herstellung einer Männerkleidung mindestens Fr. 40 Arbeitslohn erhalten sollte. Er empfangе aber, noch dazu bei unregelmässiger Arbeit, durchschnittlich nicht mehr als Fr. 38 bei fünf-tägiger verlängerter Arbeitszeit. Das Versandgeschäft⁵⁴⁾ erleichtert zwar manchem Schneidermeister die Erzielung von Profit, bringt ihn aber anderseits infolge der Zunahme der kapitalistisch organisierten Konfektion in eine private Kreditmisswirtschaft, die schliesslich doch dazu führt, dass auch diese Schneidermeisterkategorie die Zahl der Hörigen der hausindustriellen Grossunternehmer vermehrt. Im Lohnwerk, Preiswerk und auch wo Arbeitslohn vorherrscht, wird ausserdem das Gefühl der Untertänigkeit auch dadurch wachgehalten, dass man die Zutaten, die Werkzeuge, im kleinen selbst einkaufen muss. Schon dadurch sinkt der Geldlohn auf ein Minimum des Reallohnes. Es ist ein grosser Unterschied, ob Futter meter- oder stückweise beschaffen wird. Man ist gedrückt, an zweiten und dritten Quellen höhere Einkaufsraten erlegen zu müssen⁵⁵⁾.

Wie wir bereits angedeutet haben, ist die Struktur der Abnehmerschaft eine sehr verschiedenartige. Kunden, welche eine Arbeit einsichtsvoll, grosszügig beurteilen und bar bezahlen, sind in erster Linie willkommen. Sich solche Elemente auszulesen, geht aber nicht an. Man hat andere Kundschaftskategorien mit in den Kauf zu nehmen. Unter diesen gibt es kleinlich urteilende Menschen, die an den nichtigsten Dingen Aussetzungen machen, die schon während der Probe die Freude an der Arbeit zerstören. Die Arbeitslast wird schwerer empfunden, wenn etwa die Annahme des fertigen Gegenstandes verweigert wird. Nicht selten muss die erste Anzahlung zurückgegeben werden, ohne dass der Schneider für seine Mühe entschädigt wird. Er hat z. B. eine ganze Woche lang gearbeitet und hofft, am Ende derselben den Preis oder Lohn zu erhalten, auf dessen Eingang er hinsichtlich der Haushaltsbedürfnisse bestimmte Rechnungen aufstellte. So wird der Schneider oft um die Hoffnungen gebracht, wenn es sich herausstellt, dass die Arbeit auf den Zahltag hin nicht anstandslos bezahlt wird. Kommt es doch vor, dass der Besteller den bestellten Gegenstand abholen lässt, ohne überhaupt zu zahlen oder zahlen zu können. Ungerechtfertigte Beschwerden, die ja, sei es aus übermütiger Laune, sei es des starken Angebots wegen, an der Tagesordnung sind, verbittern dem Schneider die Lust an dem Berufe ausserordentlich, ja sie können dazu beitragen, den Lebensmut und die Gesundheit zu schwächen. So gibt es private Besteller, die mit Nach-

druck schöne, sorgfältig gearbeitete und möglichst schnell abzuliefernde Stücke in Arbeit geben. Für den Fall zufriedenstellender Lieferung versprechen sie bare Zahlung nach Empfang der Ware. Sie halten aber ihr Versprechen sehr oft nicht ein, da sie selbst anderweitig längst fällige Verbindlichkeiten eingegangen und der Ansicht sind, der Schneider kann eher warten, der ist sich an eine langsame Zahlweise gewöhnt. Gerade diese Kunden schikanieren die Schneider häufig; sie verlangen z. B. Exaktheit der Massarbeit und bewilligen Konfektionspreise. Der Schneidermeister T. sagt aus, dass er nach Ablieferung der bestellten Massarbeit fast nie sofort bares Geld erhalte, wohl aber Reklamationen. Freunde und Bekannte fühlen sich gekränkt, wenn sie im Momente ans Zahlen gemahnt werden, in welchem sie selbst in Geldverlegenheit sind. Man hungert lieber, ehe man sich entschliesst, schroff aufzutreten und die Kunden zu verscheuchen. So sagte der Schneider T.: „Es ist für mich bemühend, den Kunden zu fragen, ob er eine Anzahlung leisten wolle. Wenn ich Arbeit erhalte, steht sie bald im Tagesjournal statt im Kassabuch.“ Während man früher auch den Arbeitern bessere Waren verkaufte, ist man jetzt auf Besitzende und höhere Einkommensklassen angewiesen, wenn man höher bewertete Qualitätsware verkaufen oder höher bezahlte Lohnarbeit verrichten möchte. Aber auch unter dieser Kategorie Kunden gibt es solche, die dem Schneider 1—2 jährliche Ratenannahmen zumuten; wenn sie nicht vor Ablauf des Restbetrages gar noch anderswohin ziehen, ohne dem Schneider Nachricht zu geben, weil sie befürchten, dass sie dann vorerst nicht abreisen könnten, wenn sie alle örtlichen Schulden auf einmal tilgen müssten. Gefälligkeiten lassen sich diese Abnehmerkategorien bei Abschluss des Vertrages allerdings gerne erweisen, bemerkt Schneider U. Sie finden dies selbstverständlich. Nachher sind sie weniger schnell bereit, dem hausgewerblich tätigen Schneider Rücksicht entgegenzubringen. Man kann doch schliesslich nicht immer kostenlos arbeiten, man muss doch auch leben. „Es hat mir noch niemand etwas geschenkt.“ Schneider T. spricht sich folgendermassen aus: „Die Anfänger meines Berufes sind eben hinsichtlich des Kundenverkehrs noch unerfahren und setzen in unbekannte Kundenkreise zu grosses Vertrauen. So wurde z. B. in den Krisen Jahren 1898/1899 auch an vermeintlich gutstehenden privaten Konsumenten Geld verloren, deren Vermögen selbst zugrunde ging. Ein Ergänzungsbild liefert hierzu Schneider M. Er gibt folgende treffende Darstellung: „Im Spezialmagazin oder Warenhaus sehen sich die Käufer ein neues Kleid erst an und probieren es sogar. Wenn dieses auch nicht gut steht, wagt der Käufer doch nicht, verletzende Bemerkungen zu machen. Selbst, wenn der Ärmel zu

lang oder zu kurz ist, wird das Kleid gekauft und sofort bezahlt. Nicht so beim hausgewerblich tätigen Schneider. Dort wird Widerspruch erhoben, wenn solche Dinge vorkommen. Es sind im Warenhaus eben viele Personen, Angestellte, Zeugen anwesend, vor welchen man die Worte eher abwägt. In der Werkstätte des Meisters, beziehungsweise Lohnwerkarbeiters lässt sich eine gleiche Zurückhaltung nicht beobachten, und man nimmt doch die angemessene Ware auf Kredit. Es darf nicht vergessen werden, dass das grosstädtische Unternehmerelement die Verkaufstechnik mehr beherrscht, als dies beim Handwerker in der Regel der Fall ist. So will ein Unternehmer der Massbranche in der Stadt Zürich, wie er sich ausdrückt, die untern Klassen als Kunden nicht haben. Je nach Aussehen, Kleidung, Auftreten des Käufers wird ihm Fr. 30—50 Profit auf den Anzug geschlagen. Wünscht ein Käufer z. B. etwas Besseres, das gerade nicht auf Lager ist, gibt man ihm zwar denselben Stoff, aber in andern Farben und verlangt z. B. für das Kleid Fr. 120—150 statt Fr. 90—100. Solche Methoden sind den einfachen Meistern nicht geläufig, und dann hat er in der Regel auch nicht die grosse Auswahl von lagernden Stoffen und den Bankkredit zur Verfügung, wie dies dem kapitalistisch organisierten Magazin eigen ist. Dazu kommt der Mangel an Bekanntschaft und Fühlung vieler Handwerker mit reichen Bekanntenkreisen, die sich Luxus und Barzahlungsmethoden leisten können. Allerdings machen auch diejenigen Schneider, die Zufluss aus genannten Kreisen haben, die Erfahrung, dass im allgemeinen die Kundschaft, rekrutiere sie sich nun aus besser- oder wenigerbemittelten Klassen, anspruchsvoller und launischer geworden ist. Es wird diese Tatsache auf das wachsende kaufmännische Angebot zurückgeführt⁵⁶). Andererseits ist die Leistungsfähigkeit der kapitalistisch organisierten Mass- und Konfektionsarbeit, besonders die der letzteren, gestiegen. So stellten früher grössere Massarbeitunternehmer Anzüge, deren Verkaufspreis auf weniger als Fr. 75 zu stehen kamen, zum Verkaufe nicht aus. Unter dem Einfluss der Konkurrenz der Herrenkleiderindustrie bringen nun die feineren Massgeschäfte auch billigere Produkte auf den Markt. Ähnlich erging es dem Handwerker. Ihm wird, wenn er einen bestimmten Preis verlangt, die Antwort zu teil: „Ich muss es billiger haben. Wenn Sie mir den Anzug, beziehungsweise die Arbeit zu dem von mir gewünschten Preise nicht herstellen, da und dort erhalte ich ihn gerne.“ So entsteht das Gefühl, dass es besser sei, den Beruf aufzugeben. „Es ist mir verleidet“, hört man die Schneider täglich sagen. Viele gutgestellte, aber auch andere Kunden ziehen es vor, in einem sogenannten renommierten Geschäfte einzukaufen; auf die in gewissen Gesellschaftskreisen übliche

Frage, wer das und das Kleid gemacht habe, antwortet man eben nicht gerne mit der Adresse eines unbekanntenen, vielleicht unter dem Dache eines Hinterhauses hausgewerblich tätigen Schneiders. Ist dieser dann noch ein fremder Staatsangehöriger, so ist es für ihn noch schwerer als für die Einheimischen, schon in den ersten Jahren einen Stamm zahlungsfähiger Kunden zu bekommen; der Erwerbskampf dauert oft Jahrzehnte. In der Zwischenzeit wird berufswirtschaftlich gewurstelt, wie der Ausdruck heisst, man lebt von heute auf morgen. Der Heimwerker F. sagt: „Die Besteller rechnen aus, was der Lohnwerker an den Gegenständen seiner Arbeit verdient. Sie diktieren den Preis und denken, was Wunder der Arbeiter für einen Gewinn erziele. Häufig genug verwechselt der Laie den geforderten Preis, beziehungsweise Lohn mit dem Gewinne.“ Einzelne Kunden verlangen geringeres Futter, geringere Leinwand und Faden, in der Meinung, dass dann das Produkt billiger sei, ziehen aber diese Forderung nicht in Anschlag, wenn das Arbeitsobjekt sich auch beim Gebrauche als minderwertig erweist. Eine andere Kategorie kauft das Futter besonders, anderswo ein, und bringt es dann dem Schneider zur Verarbeitung, hoffend, dass diese Selbstbesorgung des Materials zur Verbilligung des Produkts beitrage und erwägt nicht, dass dem Schneider dadurch ein Verdienst, wenn auch ein bescheidener, entgeht. Diese Methoden sind besonders auf dem Lande noch üblich. Liefert der Schneider die Stoffe selbst, so erzielt er allerdings einen höhern Verdienst, trägt aber auch die Verantwortlichkeit für den Fall, dass der Stoff sich beim Tragen nicht bewährt. Ausserdem ist der Stoff von ihm auch dann relativ rechtzeitig zu bezahlen, wenn der Abnehmer in dieser Hinsicht sich als unzuverlässig, als zahlungsunfähig erweist. Diese Unsicherheit innerhalb der Abnehmerkreise berührt den Heimwerker besonders empfindsam, wenn, wie wir an anderer Stelle schon angedeutet, die Arbeitszeit fast eine ganze Woche darstellt, um ein Produkt herzustellen. Der Wegzug vieler Landbewohner, die in den Städten ein besseres Unterkommen suchen, ist gleichfalls ein Grund, weshalb auf die sogenannte Treue der ländlichen Kunden nicht mehr so gerechnet werden kann. Dem Ortswechsel der Bewohner folgt somit der dadurch unbewusst erzwungene Wechsel des Preiswerkers, wenn er nicht zum Hörigen des kapitalistischen Geschäftes werden will. Auf dem Lande verlangt der Bauer zudem, dass der Schneider jenem auch Sonntags zur Verfügung stehe. In der Stadt können solche Forderungen nicht erhoben werden. „Wenn ihr uns Sonntags nicht bedient, braucht ihr auch am Werktag nicht für uns zu arbeiten.“ Die bäuerliche Diktatur drückt sich in diesen und ähnlichen Worten aus.

Auch ein höherer Lohn reicht in der Neuzeit nur insofern aus, als sich der Schneider in der flauen Zeit Entbehrungen auferlegt. Je nach den Ansprüchen an das Leben sind jene grösser oder kleiner, intensiver oder extensiver Art. Namentlich haben Verheiratete im Hochsommer schmerzlich zu kämpfen, welche einen jährlichen Durchschnittslohn von Fr. 3—5, beziehungsweise einen entsprechenden Handwerksverdienst beziehen. Es wird ängstlich auf den Eingang des Geldes gewartet. Arbeiten, deren pünktliche Bezahlung nicht ganz sicher ist, werden mit allerlei Kontrastgefühlen übernommen.

Um fremde Mittel nicht herbeizuziehen, wählt man die primitivste Kost und trägt die ältesten Kleider aus. Man nährt sich von Brot, Kartoffeln und Kaffee. Während schleppendem Geschäftsgange kommt tatsächliches Hungern häufig vor. In besonderer Masse in jenen Arbeitskreisen, die infolge langsamer Bezahlung oder Nichtbezahlung der seit einer Reihe von Monaten auf Kredit bezogenen Lebensmittel das Vertrauen der liefernden Ladengeschäfte verloren haben, sich schämen, die Rechnungen infolge unzulänglichen Einkommens am Orte anwachsen lassen zu müssen und mit Grund fürchten, in ein übelwollendes, öffentliches Gesellschaftsgespräch verwickelt zu werden. Solche Personen vertrauen sich lange Zeit hindurch kaum mehr auf die Strasse. Sie sind unglücklich und wünschen sich den Tod herbei. Es schliessen sich je nach der Umgebung, dem Charakter der Ehefrau und des Mannes gegenseitig erhebende Trostesworte oder an der Seele zehrende Vorwürfe an, die bald vorübergehender, bald andauernder Natur sind. Explosiver Stoff zu Dramen liegt in Schneiderkreisen viel verborgen. Es ist nicht zu verwundern, wenn im Hinblick auf die schlechte Lage vieler Heimarbeiter und Kleinmeister, Aufsehen erregende Handlungen noch mehr als bisher vorkommen. Das Töchterlein eines gedrückten Schneiders brachte zur Weihnachtszeit die freudige Mitteilung nach Hause, dass die Nachbarskinder reich beschenkt worden seien. Die Mutter weinte. Sie hätte ihrem Kinde auch gerne ein Geschenk gemacht und kaufte schliesslich im Warenhaus ein billiges neues Schürzchen, wozu sie das Geld entlehnen musste. Noch in letzter Minute zeigte sich's, dass sie das Geld zur Anschaffung eines dringlich nötigen Haushaltungsgegenstandes besser verwertet hätte, dafür legte sie sich dann Entbehrungen im Essen auf; dem Manne sagte sie nicht, wie sehr sie sich gedrückt fühlte. „Wie schnell sind zwei Fränkli, bereits die Hälfte des Tagesverdienstes in einem Laden untergebracht“, versichert uns ein Familienvater, der täglich 4 Pfund Brot, 2—3 Liter Milch, Kartoffeln, Suppe, Petrol, jede Woche Käse und Seife gebraucht. Freilich gibt es Männer und Frauen, die es gern gross

geben, nicht haushalten können, was allerdings angesichts der einschneidenden Berufslast eine Kunst ist.

Die besser gestellte Umgebung, die für die innern Berufsverhältnisse wenig Verständnis hat, ist leider nur zu oft bereit, dem Schneider nachzusagen, dass er über seine Verhältnisse auf besserem Fusse lebe. Gewiss gibt es solche Elemente. Fällt aber der Vorstand einer derartigen Familie, dann hat in der Gemeinde niemand Bedauern mit ihm, was insofern misslich sein kann, als diesem dann erst recht Kredit und Unterstützung fehlen, auch wenn er sich nun mehr als bisher hauswirtschaftlich einschränken wollte.

Schliesslich muss erwähnt werden, dass die Steigerung der Lebensmittelpreise und der Miete meist durch Einschränkung anderer Art in Betrieb und Haushalt einen Ausgleich erfährt oder aber zur Schuldenwirtschaft führt, wenn nicht infolge günstiger Umstände das Berufserträgnis gleichzeitig steigt; dies ist meist nicht der Fall. Es kommt dann in solchem Milieu auch vor, dass ledige, bedrängte Schneider für eine noch nicht fertige Arbeit Barvorschüsse erheben. Das fertige Stück wird aber nicht abgeholt. Der Restbetrag ist also auch auf diese Weise auf Verlustkonto zu buchen. Der moderne Besteller reist oft einfach ab, ohne sich aller seiner Verpflichtungen entledigen zu können.

Grössere Bevölkerungskreise beziehen ihre Einkünfte am Ende eines Monats, eines Vierteljahres. Andere haben unregelmässige Bezüge. Aus diesem Milieu rekrutiert sich eine grosse Zahl der Abnehmer. Da jeder Unternehmer mit diesen Tatsachen rechnen muss, ist es einleuchtend, dass er ihnen auch Rechnung trägt und den Abnehmern, die es verlangen, Kredit einräumt. Kredit wird hier aus wirtschaftlichen Ursachen beansprucht und erteilt. Es ist bald gesagt, man solle nur gegen Bargeld ein-, beziehungsweise verkaufen. Die konkreten Verhältnisse sind in Erwägung zu ziehen. Wenn z. B. ein Schneider nicht gegen Kredit ein Kleid flickt oder ein neues herstellt, so macht es eben ein Konkurrent. So kann er nur reussieren, wenn er einer Sekte oder einem Vereine angehört, die ihm Kunden stellen, deren Zahlungsfähigkeit ausser Zweifel steht, und es eher möglich ist, den einzelnen Abnehmer zu beurteilen. Aber gerade derartigen Abnehmerkategorien muss oft aus Vereinsrücksichten während längerer Zeit Kredit eingeräumt werden, wozu auf die Dauer die verfügbaren Betriebsmittel meist nicht ausreichen; ausserdem teilen sich vielfach mehrere Schneidermeister, die im selben Vereine sich gegenseitig Konkurrenz machen, in den Profit. „Schmerzlich berührt“, sagt eine Anzahl Schneider aus, „dass sogar Vereinskreise bei den Strafanstalten Bestellungen machen, die den Vereinskollegen entgehen.“

8. Die älteren Schneider.

Es sind meist Leute, die in Not, aber zu stolz sind, es der Aussenwelt wissen zu lassen. Dazu kommen Beschwerden über mangelhafte Gesundheit. Alte Schneider werden von alten Gönnern, Kameraden, ganz treuen Kunden aufgesucht, doch weit weniger als junge. Sie erhalten mehr Flickarbeit als neue Arbeit ins Haus, an der mehr Geld zu verdienen wäre. Die Arbeitsenergie ist hier gesunken. Man lebt von der Hand in den Mund, wenn nicht gelegentlich vom sogenannten Gnadenbrot erbarmungsvoller Menschen, wie mir viele übereinstimmend und wehmütig gestanden.

Wenn diese älteren Schneider ihre Nahrung finden wollen, müssen sie meist unter dem Preis und unter dem üblichen Durchschnittslohn arbeiten. So berichtet ein Meister aus der Stadt Zürich, dass er Massanzüge für den Lohn von 25 Franken, Futterlieferung inbegriffen, herstellt. Er denkt: „Besser etwas als nichts.“ Wenn er den Anzug in einer Woche herstellen soll, muss er fleissig arbeiten. Dabei klagt er seit Jahren über bald mehr, bald weniger stark auftretende Magen-, Herz- und Brustschmerzen. Seit 14 Tagen verfügt er über keinen Rappen baren Geldes, ist seit dem letzten Winter noch Holz und Kohlen schuldig und gezwungen, die dringlich notwendigsten Lebensmittel auf Kredit zu holen. Es ist zu bemerken, dass ältere, kränkliche Leute meist frieren und eine bessere Wohnung, die sonnig ist, auswählen sollten. Ohne die oftmals unerquickliche Vermietung von Zimmern ist das nicht möglich. In Werkstätten können ältere Leute wegen ihrer gesundheitlichen Verhältnisse nicht gut arbeiten. Meist ist noch die Frau kränklich. Der Mann trägt die zweite Brille, und ist so die Arbeit eher mit Kosten verbunden als einträglich, besonders in einer dunkeln Wohnung, wo eigentlich nur von 10 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags, ohne dass man Licht anzünden muss, etwas zu sehen ist. Solche Fälle sind zahlreich, ja geradezu typisch. Die Arbeitslast wird recht schwer empfunden. Es ist beachtenswert, dass unter diesen Personen solche sind, die eine religiöse Gesinnung haben. Sie murren über ihr Los weniger als die Ungläubigen und vertrauen auf Gott, von dem sie immer noch bessere Zeiten erhoffen. So erzählt uns ein älterer Schneider, dass er in den trostlosesten Stunden die Bibel oder ein kirchliches Sonntagsblatt zur Hand nehme. Die Lektüre erhebe und stärke ihn zu neuen Arbeiten. Wenn diese Art Glauben auch unter den gedrückten Schneidern nicht vorherrschend ist, und die Unzufriedenheit der wegen ihrer unsichern Verhältnisse verbitterten Heimarbeiter und zu Hause arbeitenden Handwerksmeister auch Regel ist⁵⁷⁾, so muss eben doch der günstige Einfluss des Glaubens

auf die Arbeit bei einer starken Minderheit der Arbeitenden konstatiert werden, einer bemerkenswerten Zahl namentlich der älteren Schneider. Der idealste Glaube vermag aber die misslichen Tatsachen nicht zu verschönern. Es ist nämlich selten ein älterer Schneider anzutreffen, der sich selbst genügend zu ernähren vermag⁵⁸⁾. Schneider O. nennt es schon einen ordentlichen Verdienst, wenn er zirka 8—10 Franken in der Woche Lohn erhält. Er hatte einmal den linken Arm gebrochen; sonst ist er gesund, und eine Krankenkasse nahm ihn als Mitglied auf. Dem Schneider A. blieben frühere Kunden erhalten, gerade auch deshalb, weil er ein Krüppel ist. Immerhin drückt ihn diese oft spontan hereinbrechende Erkenntnis nicht wenig. Schneider L. ist 70 Jahre alt, höchst ruhebedürftig und dennoch gezwungen, beruflich tätig zu sein. Schneider R. arbeitet spottbillig, selbst gegen ein Entgelt von 20 Cts. für die Stunde, wenn er durchaus nicht höher gehen kann, um wenigstens in der Not etwas zu haben. Schneider Sch. beschwert sich, dass sein Alter ihm nicht gestatte, Kunden zu erwerben. Der Mangel an solchen macht ihn oft Wochen lang arbeitslos. Schneider L. sagt aus, dass er seine Kunden durch Tod oder Abreise fast alle verloren und nur noch ganz wenige habe. Schneider F. dagegen kauft abgelegte Kleider, richtet sie her, um sie mit etwas Gewinn weiter zu veräussern, und so auf die wenig lohnende Heimarbeit, die bei seinem vorgeschrittenen Alter bei langer Arbeitszeit nicht mehr so viele Stücke hervorbringe, nicht angewiesen zu sein. Schneider P. ist 66 Jahre alt, hat entzündete Augen. Er besitzt 6 Kinder. Die häuslichen Arbeiten werden von der Frau, die Wäscherin ist, besorgt. Ein Dienstmädchen hatte diese Familie nie. Sie arbeitet auch nicht mit fremden Leuten, dagegen war sie gezwungen, halbe Nächte durch zu glätten, zu bügeln, damit die Kinder immer mit sauberer Wäsche ausgestattet werden konnten. Sie konnte sich das Allernotwendigste ersparen; der Mann sei eben von Hause aus peinlich dazu erzogen worden. Im allgemeinen ist beizufügen, dass unter den modernen Zuständen das Gesetz aufgestellt werden kann, dass je älter ein besitzloser Stückarbeiter wird, er um so mehr arbeiten sollte, und um so weniger arbeiten kann⁵⁹⁾.

9. Das Seriensystem und die Konfektionsarbeit.

Das Seriensystem ist die Methode, gewisse Halbfabrikate, die zur Verarbeitung kommen, in bestimmte Lohnkategorien einzureihen. Nun enthält allerdings der Lohn tarif eine Skala solcher fest fixierter Löhne. Und in der Regel empfängt der Arbeiter das Arbeits-

objekt, welches er verlangt, wenn er den Beweis erbringt, dass er dieses und kein anderes, niederer geschätztes Stück, kraft seiner Befähigung und Leistungsfähigkeit, verfertigen kann. Beispielsweise kommt es aber vor, dass die Fabrik-Kundschaft den Preis der zu bestellenden Ware drückt. Sie behauptet, von der Konkurrenz die Ware billiger zu erhalten. Handelt es sich um einen grossen Auftrag, so wird sich der Unternehmer wegen einer kleinen Differenz das Geschäft nicht entgehen lassen. Er nimmt die Bestellung an, häufig unter bereitwilligem Entgegenkommen auf die besonderen Wünsche des Käufers in bezug auf die Ausführung der Arbeit und die Ausstattung des Kleidungsstückes, z. B. mehr Handnäherei.

Die Arbeiterschaft kommt nun in die Lage, annehmen zu müssen, dass die Abmachungen, welche zwischen Fabrikant und Abnehmer stattfinden, nicht auf Kosten des Unternehmerprofits geschehen, sondern auf die Arbeiter abgewälzt werden, und zwar so, dass die überwiegende Mehrheit der Heimarbeiter davon nichts merkt⁶⁰⁾.

Ist nun der Lohn an sich schon gedrückt — im Hinblick auf die mühevollere Tätigkeit und anspruchsvollere Haushaltung, so macht sich schliesslich ein Gefühl der Unzufriedenheit, einer Entrüstung geltend, von der nach und nach weitere Arbeiterkreise erfasst werden.

Sie fusst auf der Erfahrung, dass Abänderungen und höher qualifizierte Kleinarbeiten, die, streng genommen, im Geiste des Unternehmers eine höhere Lohnkalkulation nicht einschliessen, einem Teile der Arbeiter zu bereits bestehendem Tarif derart unter andere Warenstücke eingeschoben wird, dass die augenscheinlich unbedeutende Mehrarbeit von den Arbeitern kostenlos und einige Zeit unbewusst mit in den Kauf genommen wird.

Verweigert ein Arbeiter diese Art Arbeit oder verlangt er eine entsprechende Vergütung, eine Forderung, die zu erheben vielfach unmöglich ist, so mündet die Kontroverse in dem Bedenken aus, einen vielleicht angenehmen Arbeitgeber zu wechseln, beziehungsweise eine Arbeitslosigkeit sozusagen an den Haaren herbeizuziehen.

Der Unternehmer gewinnt in solchen Fällen manchmal leicht andere, der Beschäftigung bedürftige verheiratete Heimarbeiter, die von den hier beschriebenen Vorgängen eine Ahnung nicht haben, keine oder doch nur oberflächliche Notiz nehmen.

Dass unter der Bezeichnung Lagerkonfektion zum Schaden der Arbeiter gelegentlich unternehmende Lohnpolitik⁶¹⁾ hinsichtlich eigentlicher Massarbeit, die im allgemeinen höher bezahlt wird, getrieben wird,

sind die Arbeiter überzeugt, namentlich die organisierten. Und dies erfüllt sie mit tiefem Widerwillen gegenüber dem Geschäfte.

Es wird z. B. bei einem Unternehmer Ware nach Mass bestellt. Anstatt nun diese ausgesprochenerweise Massarbeit zu nennen und demgemäss zu entlohnen, wird sie in die niedere Lohnstufe der Mass- und Lagerkonfektion geschickt unter andere Bestellungen eingereiht. So erfährt namentlich der höher qualifizierte Arbeiter eine Einbusse. Er hat ja nicht das Recht, Einsicht in die Bücher zu nehmen, Einsicht in die Fabrikbücher zu fordern und meist auch nicht die Macht, energisch aufzutreten, sich unter die intimen Kulissen zu mischen, hinter denen die Einreihung der Arbeitsstücke stattfindet. Der Arbeiter erhält einfach das Halbfabrikat zwecks Verfertigung, welches dem vereinbarten Lohn angeblich entspreche.

Namentlich haben verheiratete Arbeiter nicht den Mut und die Willensstärke, sich mit dem Unternehmer oder dessen Stellvertreter wegen jedes einzelnen Falles auszusprechen. Man beurteilt das arbeitgebende Geschäft in grossen Zügen und ist froh, dauernde, wenn auch nur halbwegs lohnende Beschäftigung zu haben.

Ein immer grösserer Rabatt, den die Kundschaft verlangt, auftretende neue Schliche der Konkurrenz der Unternehmer, veränderte Zoll- und Arbeitsverhältnisse, Geschäftsverluste, ausgedehntere Krediteilung, Unterbrechung und Änderung der Rohmateriallieferungen tragen dazu bei, Lohnserien neu zu schaffen, zu wechseln, nach innen umzugestalten.

Doch lasten solche Konstruktionen nicht immer auf den schwachen Schultern bestimmter Arbeiter, die im allgemeinen den vereinbarten Lohn beziehungsweise eine besondere Vergütung erhalten, da dies schon im Interesse des auf die gelernte Arbeiterschaft angewiesenen Unternehmers wichtig erscheint. Es findet vielmehr eine andere Verteilung der Arbeitskräfte innerhalb einer Unternehmung statt.

Es werden z. B. jetzt, in diesen besonderen Fällen, mehr Leute als früher eingestellt, die bestimmte und nicht andere Arbeitsstücke erhalten, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass die Zahl der auf Grund des Tarifs besser entlohten Arbeiterschaft ab- und zunimmt. Von aussen merkt das nur der ganz eingeweihte, erfahrene, feine Beobachter, der nicht jede Mitteilung, die im Arbeitsabgabezimmer der Fabrik gemacht wird, rundweg für richtig hält. Der nichtorganisierte Arbeiter steht indessen der Sache meist nur dann widerspruchsvoll gegenüber, wenn diese in andauernd einseitigem Interesse des Unternehmers auf die Spitze getrieben wird⁶²⁾.

10. Das weibliche Arbeitsangebot und die ratenweise Beschaffung von Nähmaschinen.

Über die Lohnunterbietung der ungeschulten Arbeiterinnen klagen die Männer landauf, landab. Dieser Lohn entgeht den Männern in der stillen Zeit und drückt auf den Preis der männlichen Arbeit in der Zeit der Hochkonjunktur.

Zur Erkenntnis dieser Unannehmlichkeit liefert die praktische Beobachtung einen Beitrag, dass die Handelsreisenden einheimischer und fremder Firmen Frauen und Töchter systematisch aufsuchen und sie bewegen, Nähmaschinen anzuschaffen. Das persönliche Anerbieten geschieht unter den schmeichelhaftesten, oft verführerischen Redewendungen und fallen dort auf fruchtbaren Boden, wo das weibliche Geschlecht ohnehin nicht sehr günstig gestellt ist. Die weiblichen Erwachsenen werden von einer Kategorie der Reisenden in eine Art Betäubung, süßer Besinnungslosigkeit hineinversetzt, denn eine Zeitlang konzentriert sich der weibliche Gedanke nur noch auf die ökonomisch glänzende Zukunft, welche durch den angepriesenen Kauf einer Nähmaschine und ihrer damit ermöglichten, angeblich hochbezahlten Konfektionsarbeit in Aussicht gestellt wird. Ganze Familien sind monatelang von dieser Vorstellung befangen und werden durch wiederholte Versuche und Besuche der geschäftlichen Vertreter in Schach und Spannung gehalten. Die Schattenseiten der Konfektionsarbeit werden nicht dargestellt, wohl aber die angeblichen Vorteile in den Vordergrund der Diskussion gerückt. Die tägliche Einwendung, dass so viel Geld zum Ankauf einer Maschine jetzt nicht zur Verfügung stünde, wird mit dem leicht fasslichen Hinweis abgefertigt, dass die Maschine auf Abzahlung zu erstatten sei. Um dem Kunden in nobler Weise entgegenzukommen, habe die Firma dieses System eingeführt, so dass die Befürchtung, das Arbeitsinstrument nicht anschaffen zu können, keine weitere Beachtung verdiene. Dieses Abzahlungssystem, beziehungsweise der Besitz einer Nähmaschine gestattet in der Tat vielen Personen Beschäftigung eher zu finden, hat aber andererseits die bedenkliche Kehrseite, die Arbeitenden mit drückenden Lasten, die sehr lange andauern können, zu versehen; namentlich, wenn der Zahlungstermin nicht eingehalten werden kann. Viele Firmen räumen dies System ein, wenn es sich um eine Abnehmerin oder einen Käufer handelt, der mindestens auf Pfändung hin gut ist. So lautet z. B. eine Auskunft, auf Grund welcher Abzahlungskredit eingeräumt wurde. Den Maschinenlieferanten ist es natürlich nicht darum zu tun, den Abzahlungsmodus der volkswirtschaftlichen Seite wegen zu bewilligen. Es liegt vielmehr die Idee zu Grunde

Umsatz und Preise, zu steigern, um den Unternehmerprofit höher zu gestalten als die Risikoprämie, die in den Preis ja schon mit einberechnet wird.

Dass sich aus diesem Nähmaschinenhandel oft sehr in die Länge ziehende Unerfreulichkeiten, Streitigkeiten ergeben, davon haben mich viele Briefe und amtliche Aktenstücke überzeugt, welche mir zur Einsicht vorgelegt wurden.

Es handelt sich um Streitigkeiten und meist längere Zeit andauernde Ausgaben, welche die Arbeit unliebsam begleiten, besonders dort, wo ungenügender Lohn und Besitzlosigkeit die Restzahlung der Rechnungen der Maschinellieferanten immer mehr hinauschieben.

11. Nebenbeschäftigung.

Die Nebenbeschäftigung ist ein zweischneidiges Schwert. In der stillen Zeit, die den Arbeitenden zu wenig Berufseinkünfte gibt, ist sie gewiss von günstigem Einfluss. Der materielle Ausfall deckt sich eher. Während der beruflichen Arbeitszeit ausgeübt, nimmt die Nebenbeschäftigung so viel Zeit in Anspruch, dass nicht selten die Ausübung des Hauptberufes darunter leidet.

Vor allem ist die landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung eine angenehme Begleiterscheinung einzelner Schneiderwerkstätten. Der Berufsmann wechselt hier, zur Förderung der Gesundheit und der Arbeit, zweierlei Arten der Betätigung miteinander so aus, dass die eine Arbeit die andere schliesslich in der Weise ergänzt, dass man unabhängiger wird und dadurch die Freude am Arbeiten sich hebt. Die Nebenbeschäftigung wird von den Launen des Hauptberufes emanzipiert und damit zur Wohltat. Immerhin ist zu beachten, dass es lohnende und nicht lohnende, schädigende Nebenbeschäftigungen gibt. Ein Schneidermeister hat sich z. B. Land und Garten angeschafft, sitzt infolgedessen mit seiner Wohnung sehr billig und verkauft ausserdem noch Bodenerträge. Da er nun als besitzender Mann bekannt gilt und Freunde hat, bekommt er Kredit. Er kann Briefe aufnehmen und im Falle der Kündigung wieder leicht anbringen. So wird manchem der Ankauf eines billigen Anwesens erleichtert. Diese Erscheinungen stehen aber vereinzelt da und werden durch andere in den Hintergrund gedrängt, wonach sich Haus- und Landkäufer eine erdrückende Last aufbürdeten, in der schlechten Geschäftszeit zu Rückzahlungen von Kapital und Zinsleistungen gedrängt wurden.

Wenn es auch vorkommt, dass Schneider sich nebenbei mit Musik, Fischerei, Velohandel, Coiffeurarbeit usw. beschäftigen, so dient das doch nur zur Vermittlung von Schneiderkunden oder zur Deckung

des Mankos, das die schlechte Lage des Berufes, die vorübergehende Arbeitslosigkeit herbeiführte. Ein angenehmes Gefühl ist es für den gelernten Schneider in der Regel nicht, die Hauptberufstätigkeit aus dem Grunde mit einer andern Arbeit abwechseln zu müssen, weil die Erstere an sich nicht genug einträgt.

12. Wohnort und Fremde.

Die Secle der kleinmeisterlichen Landschneider ist namentlich in einigen wichtigen Punkten recht missgestimmt, beziehungsweise gedrückt. Vor allem beklagen die Meister die Konkurrenz der immer wieder neu auftauchenden Detailreisenden, die von auswärts kommen.

Diese decken, um Wahrnehmungen Raum zu geben, die täglich zu machen sind, sozusagen den Bedarf ganzer Ortschaften; ja, die Reisenden sind in ihrem modernen Erwerbsgeist rücksichtslos genug, sei es gegen Barzahlung, sei es auf Kredit, beziehungsweise Abzahlung, Waren in den Häusern und Stockwerken anzubieten, in welchen Schneider wohnen, die auf den örtlichen Verdienst angewiesen sind. Der heutigen sogenannten Gewerbe- und Handelsfreiheit scheinen die Landschneider keine Lichtseiten abgewinnen zu können. Sie sei der Ruin des Kleingewerbes. Wenn dieses noch die persönliche Befähigung, beruflich zu reisen, besässe, erlaubten ihm meist die Mittel nicht, Reisespesen vorzuschliessen, die Ausweiskarte anzuschaffen, deren Preis kleinkapitalistischen Unternehmungen angepasst sein mag, aber den Forderungen handwerksmässiger Kleinbetriebe, die, wenn sie ohne solche Unkosten reisen könnten, besser florierten, keineswegs entsprächen. Es erweckt in der Tat ein unangenehmes Gefühl, geduldig zusehen zu müssen, wie fremde Konkurrenten ihren Hunger nach Gewinn in einer Gemeinde zu stillen suchen, welche Grund hätten in erster Linie ortsansässige Kräfte zu berücksichtigen, aber im grossen ganzen eben doch auswärtige Schneider und Konfektions- und Massgeschäfte bevorzugen. Es ist zu ersehen, dass der ansässige Bewohner Güter bestellt, die nicht dringlich nötig sind, für die aber ein recht schöner Preis bezahlt wird. Die Landschneider haben dann für augenblickliche Bedürfnisse schnell zu sorgen, d. h. sie, die zurückgebliebenen örtlichen Lieferanten, müssen mit billigen Ausnahmsbestellungen und Flickarbeit, wofür sie gut genug seien, sich begnügen. So werde bares Geld von der in Betracht kommenden Bevölkerung in die uninteressierte Fremde getragen und der Handwerker des Ortes muss dann am Platze langfristige Kredite einräumen, ja er darf sich über diese ihn schmerzenden Vorgänge nicht einmal äussern, er würde sich die Sympathie der treu bleibenden Kundschaft verscherzen.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Bewohner des Landes und der kleinen Städte nicht mehr so häuslich, so sparsam und einfach leben wie vor vielleicht 20 und 30 Jahren zurück. Die Ausgaben können nicht mehr so gut auf eine einfache Lebensweise beschränkt werden. Es ist nicht mehr üblich, in dem Masse wie früher eine grössere Summe für die Anschaffung eines besseren Kleides auf die Seite zu legen. Die Tendenz unter Berufsleuten ist die, Anschaffungen zu machen, auch ohne das hierfür notwendige Geld bereitgestellt zu haben. Also teilweise auf Kredit. Auch auf die Ausstattung der Wohnräume, gelegentliche Erfrischungs- und Geschäftsreisen und Vereinsabende wird wie in den Grossstädten Wert gelegt. Mancher Berufsmann lebt so unter dem Zwang der Sitten, denen in erster Linie er sich anschmiegen muss, daher die Defizite vieler Haushaltungen. Hat der Angehörige einer Mittelstandsgruppe auch nur die kleinste Möglichkeit, sich eine Bequemlichkeit zu verschaffen, so hat er anscheinend Mittel zur Verfügung, die ihm einen Einkauf im auswärtigen Magazin gestatten. So wird der örtliche Handwerksmeister immer mehr umgangen. Fabrikarbeiter Mittelstandspersonen, höhere Einkommenssphären bringen aus der Grossstadt fertige Produkte mit, die am Orte ebenso gut, vielleicht individuell angepasster und preiswürdig zu erhalten gewesen wären, mit nach Hause. Der Schneider darf, wie schon oben angedeutet, dann später die Ausbesserungen anbringen, das Kleid eventuell total umändern, natürlich gegen eine Entlohnung, deren Betrag bei weitem nicht dem Gewinne entspricht, den der Schneider gemacht hätte, wenn er von vorneherein die Fertigstellung des neuen Kleides übertragen bekommen haben würde. Nur in Ausnahmefällen bekommt er somit eine Arbeit, die freudige Empfindungen erweckt, Zufriedenheitsstimmungen, welche immer mehr an die klein- und grosskapitalistischen Unternehmungen übergehen. Aus diesen Gesichtspunkten heraus erklärt sich die grosse Missstimmung weiter Kreise, die nicht dazu angetan ist, den Orts- und Landespatriotismus zu stärken, zu fördern und der Landflucht von Meistern und Arbeitern Halt zu gebieten⁶³).

13. Wohnung und Gesundheit.

Dass die Wohnungsverhältnisse keine normalen sind, weisen die Schneider immer wieder nach, indem sie den Besucher in die sogenannt billigsten Wohnungen, die sie aufsuchen, einführen müssen. Für diejenigen, welche im Geschäftszentrum der Grossstadt wohnen sollten, gibt es keine grosse Wahl. Man sucht eben billige Dachwohnungen, Parterrelokale auf. Oder man geht in Aftermiete. Doch ist auch manch hübsche Wohnung

zu sehen, die der Schneider bewohnt. Namentlich in den neuen Quartieren der Stadt und auf dem Lande. Eine relativ teure Wohnung wird insofern zu verbilligen versucht, als man einzelne Zimmer anderweitig vermietet. Wenn es aber dem Schneider nur einigermaßen gut geht, verzichtet er darauf, Zimmer zu vermieten. Es handelt sich dann um einen Zufall. Die Schneider können eben keinen Dienstboten halten. Die sonst schon stark in Anspruch genommene Frau hat dann noch die Last, die vermieteten Zimmer in Ordnung zu halten und die Inhaber aufmerksam zu bedienen. Andererseits gibt es genug Leute, die andern Berufsklassen angehören, aber auch Schneider, welche den Schneidern Einzelzimmer nicht gern zur Verfügung stellen. Es verlautet, dass solche Personen logieren und essen, aber schliesslich nicht zahlen, oder nicht regelmässig zahlen können. Ärmere Vermieter leiden darunter; aber auch der ärmere Mieter, der Proletarier empfindet die Beschwerden des Vermietens in verstärkter Masse. Schneider Z. bemerkt: „R. wohnt bei uns in Aftermiete. Er ist schon 12 Jahre Buchhalter. Da er ein krankes Kind hat, kommt er mit seinem Einkommen nicht aus. Dazu kommt in diesem Jahre das Wochenbett seiner Frau, Kautionsleistungen, Bürgschaftsverpflichtungen, so ist es ihm schier unmöglich, den Zinsbetrag zu erlegen.“

Schneider D. schuldet der Besitzerin des Hauses, in welchem er wohnt, den längst verfallenen Zins. Es war dem Manne nicht möglich, ihn zu bestreiten, obwohl er arbeitsam ist⁶⁴). Die Vermieterin, eine reiche Witwe, sagte ihm rund heraus, dass er sich ja nicht unterstehe, Weihnachten einen Baum anzuschaffen. Unter den obwaltenden Verhältnissen wäre es ein Vergehen. Besonders weh tat dem Schneider die Bemerkung, weil die Vermieterin aus den Renten lebt, ihr Vermögen ererbt, beruflich nie arbeiten musste, und diesen Schneider schon 11 Jahre beherbergte. Dieser hatte früher Fr. 460, in den letzten Jahren Fr. 670 Miete für die Wohnung zu bezahlen.

Dennoch zieht ein Heimarbeiter, wenn er die Möglichkeit hat, eine relativ teurere Wohnung vor. Um nicht zu viel Zeit zu versäumen, möchte er in der Nähe des Arbeitgebers wohnen, doch stellen sich solchen Zielen meist Hindernisse entgegen. Dazu kommt, dass die entfernt gelegenen Wohnungen grössere Ausgaben mit sich bringen. Allerdings sind die ländlichen Wohnungen meist billiger und mit Grün umgeben. In dieser Hinsicht haben die Schneider auf dem Lande gegenüber denjenigen in der Stadt Vorteile. Diese werden indessen dadurch aufgewogen, dass Ofen und Stoffe auch hier in den Wohnräumen eine schlechte Luft verbreiten. Lüftet man im Winter die Zimmer, so ist es kalt. Man braucht ein grösseres Quantum

Heizungsmaterial. Lüftet man nicht, geht es auf Kosten der Gesundheit. In der Stadt sind bessere Wohnungen schwer erhältlich, wenn darauf Wert zu legen ist, dass der Zins sich in bescheidenen Rahmen halte. Da ausserdem die Empfindung herrscht, dass alle Anschaffungen teurer zu bezahlen sind, wenn die Betriebsmittel gering sind, sucht man auch aus diesem Grunde billige Wohnungen auf, welche in der Regel wenig Raum bieten. Dass der häuslich tätige Schneider selbst billige Wohnungen nicht so leicht erhält und oft wechseln muss, haben wir schon an anderer Stelle hervorgehoben. So zeigen sich dem Auge desjenigen, der die Wohnungen aufsucht, die bekannten sogenannten Schneiderbuden. Wir betreten eine Wohnstube. Es steht ein grosses und ein kleines Bett für die Kinder darin. Nebenan ist ein Schlafzimmer, in welchem sich noch zwei Betten vorfinden. In beiden Zimmern schlafen zusammen sieben Personen, worunter die Eltern. Auf dem Tische eines der Zimmer sitzt der Schneider und arbeitet. An einem andern Orte, bei einem Handwerker, ist das Auge des privaten Bestellers schon verletzt, wenn er im engen Hausgange alte Kleider und Wäsche, die anderswo wegen Platzmangels nicht angebracht werden können, herumhängen sieht. In der Werkstatt befindet sich noch dazu das meisterliche Bett, eine Beobachtung, die täglich zu machen ist. Angenehmer berührt ein Vögelchen, das da und dort, munter singend, die Arbeit begleitet. Der selbständige Handwerksmeister spürt den Einfluss der Lage der Wohnung und ihrer Ausstattung besonders deutlich. Ist dieselbe z. B. im vierten, fünften Stock gelegen, dann kommen die besser fundierten Abnehmer seltener. Sie sind schon kaum mehr zu bewegen, im dritten oder zweiten Stockwerk vorzusprechen, geschweige denn in den obern Etagen und entfernt gelegenen Werkstätten. Daher die Erscheinung, dass viele Meister eine Parterrewohnung vorziehen, wenn die Mittel es gestatten, den Preis hierfür auszulegen. Ein Meister achtet dann sehr darauf, dass der Vermieter die Kleiderbedürfnisse bei ihm deckt, um so eine gewisse Erleichterung der Mietzinszahlung zu haben. Diese Schneiderkategorien klagen aber, dass sie immer seltener berücksichtigt werden, obschon doch sie ein schwer errungenes Geld dem Hausbesitzer zukommen lassen. So klagen die Schneider, dass die Hausbesitzer, die Wirte und Bäcker sind, die nicht im Hause wohnenden Berufskollegen der Kundschaft wegen, mit Aufträgen beehren. Ein stechendes Gefühl des kleinen Schneiders, der im Hause wohnt, z. B. mit drei Arbeitern in einem niedern, dunkeln Parterreräume tätig ist, und doch einen relativ hohen Mietzins zahlt. In den Wintermonaten empfindet man den Mangel einer dem Berufe angepassten Wohnung besonders stark⁶⁵). Da muss frühzeitig das Licht

angezündet werden. Bei solchem Licht zu arbeiten ist aber keine Annehmlichkeit. Die Arbeit geht dann auch von diesem Gesichtspunkte aus besehen, schwerer von statten. Gar bald lässt das Augenlicht nach. Dass Mann, Frau und Tüchterchen Brillen tragen, ist oft zu bebbachten. Über angegriffene Augen beschweren sich viele Schneider. Allerdings ist dem Schneiderauge die anstrengende Arbeit besonders lästig. Viele Schneider und ihre Frauen tragen zweite Brillen, und da ihre Augen auf ein Spezialzentrum der Arbeit minutenlang gerichtet sind, müssen sie oft die Arbeit unterbrechen, aussetzen. Auch die in den Räumen herrschende Luft zwingt gelegentlich zu solchen Pausen, die nicht im Sinne der freiwillig gewählten Ruhe zu betrachten sind. Wir haben ja schon a. a. O. darauf aufmerksam gemacht, dass dem Schneiderberuf von Jugend auf schwach gebaute Menschen zugehen. Diese empfinden die Berufslast noch mehr als der gesündere Teil. Von 10 Personen, die wir in einem Zimmer arbeiten sahen, hatten allerdings nur drei eine Ahnung, in welcher schlechter Luft sie tätig waren. Überhaupt musste ich von 10 Heimarbeitsstätten, die ich besuchte, in 7—9 derselben mit meinem Antrittsgrusse immer die Bitte verbinden, einen Augenblick die Fenster öffnen zu dürfen. Viele Schneider sind aber an die geschlossenen Räume so gewöhnt, dass sie schon ängstlich werden, wenn das Fenster zu lange geöffnet bleibt, ausgenommen natürlich bei schöner Sommerwitterung. Einer der Gründe, warum viele Schneider den Heimbetrieb dem Werkstättebetrieb vorziehen, ist eben auch in der zerütteten Gesundheit zu suchen, unter der eine grosse Zahl Schneider leidet. Um diese besser zu pflegen, hält man in diesen Kreisen vorläufig noch den Heimbetrieb als den günstigeren. Da namentlich das viele Sitzen beim Arbeiten Unlustgefühle, Schmerzen verursacht, glaubt man, im Heimbetrieb die Arbeit eher aussetzen zu können. Der Stücklohn macht aber den Gesunden frühzeitig siech und den kränklichen Arbeiter noch kränker. R. spürt beim Sitzen Schmerzen und kann sich minutenlang fast nicht mehr vom Tische erheben⁶⁶). Die Lunge ist seit langer Zeit angegriffen⁶⁷). M., O., L., U., T. sind magenleidend usw. und müssen die Arbeit oft aussetzen. Das unregelmässige Essen, auch ein Produkt der Heimarbeitsverhältnisse, geht damit Hand in Hand. Klagen über Brust-, Herz- Magenschmerzen, Kopfweg, Schwindel, Nervosität, Augenleiden und Ermüdung sind an der Tagesordnung⁶⁸). Es ist zu bemerken, dass die Konfektionsstoffe mehr Staub absondern, als die Stoffe, die in der Massarbeit zur Verwendung kommen, doch hängt dies von dem einzelnen Stück Stoff ab, das gerade in Arbeit ist⁶⁹). Auch empfindet der Kleinstückarbeiter, der früher grössere Stücke, sogenannte Grossestücke verarbeitet,

die Herstellung kleinerer Stücke als eine leichtere Arbeit, die allerdings weniger produktiv sei. In der Hochkonjunkturzeit trifft ersteres freilich nicht zu, doch folgt dem höheren Verdienst eine grössere Abspannung, eine Mattigkeit. Es sollten dann keine Alkoholgetränke eingenommen werden. Ohne dies glaubt man aber, sich nicht emporhalten zu können. Mit der Müdigkeit ist eine körperliche Schwäche verbunden, über die gleichzeitig geklagt wird. Und so trinkt mancher Bier und verstärkt dadurch die Schläffheit, das Unlustgefühl beim Arbeiten.

Die Abstinenzbewegung und die Gewerkschaftsorganisationen bemühen sich, hier aufklärend zu wirken und haben auch, wo die Ersatzgetränke zusagen, manche Erfolge erzielt.

Die Unlustgefühle beim Arbeiten könnten wesentlich eingeschränkt werden, wenn der Schneider zum mindesten einige Wochen im Jahre ausruhen, das Klima wechseln könnte. Das ist aber meist nicht der Fall. Landauf, landab und in den Städten klagen die Schneider, dass andere Berufe ihre Ferien hätten, sie selber aber, die es so notwendig hätten, frische Luft zu geniessen, müssten auf Erholung verzichten. Denn die Arbeitslosigkeit in der schlechten Zeit habe mit Ferien nichts gemein. Der Aufenthalt in der staubigen Wohnung bedarf dringend eines Wechsels⁷⁰). „Mich eckelt's, in der heissen Temperatur zu Hause zu bleiben,“ sagt R. B. bemerkt: „Zu Hause kostet's ja nichts“. M. geht 8—14 Tage zu Verwandten, „möchte aber lieber anderswohin, wenn es die Verhältnisse gestatteten“. Ferien sind nicht zu machen. Lohn und Gewinn reichen dazu nicht aus, bekennen die Heimarbeiter nahezu übereinstimmend. Sch. sagt: „Was nützt es, Ferien zu machen, die in ihrer Wirkung dadurch illusorisch würden, dass, weil während der Ferien ein Stellvertreter nicht angestellt werden kann, die Arbeit bis zur Rückkehr brachliegen würde und nachher durch lange Nacharbeit das in gesundheitlicher Beziehung Errungene wieder verloren ginge?“ L. sagt aus: „Auf dem Lande können wir schon aus dem Grunde nicht gut Ferien machen, weil sich die Kundschaft darüber aufhalten würde. Die Bauern sind von den Feriengrundsätzen nicht zu überzeugen, beurteilen das übrige Volk nach den eigenen Interessen und entzögen uns das Vertrauen, auf welches wir angewiesen sind“. Für einen Teil der zu Hause arbeitenden Schneider ist es recht schmerzlich, mitanzusehen zu müssen, wie die bessergestellten Berufsangehörigen Ferien machen und sich in Kurorten erfrischen können, obschon eine zwingende Notwendigkeit hier weniger vorliege als im Schneiderberufe. Denn, abgesehen von den relativ schlechten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, ist eben jener Teil der Schneider von Hause aus

kränzlich, abnormal gebaut; auf dem Lande beschäftigen sich viele Krüppel mit Schneiderarbeiten, und gerade diese Kategorie kommt am allerwenigsten dazu, Ferien zu machen. Verheiratete noch weniger als Ledige. Diese Leute werden schliesslich ganz abgestumpft und haben längst allen Glauben an eine bessere Zukunft verloren. Oft ist eine Ehefrau krank oder kränzlich und arbeitet dennoch mit dem Manne. Dazu kommt, dass gelegentlich in dem mit Kohlendunst versehenen Arbeitsraume ein Säugling sich befindet, dem eine Luft schon so früh zusetzt, die noch durch den Geruch angebrannter Stoffe verschlechtert wird. Übrigens glüht der Glätteofen in beachtenswerten Räumlichkeiten noch nach 10 Uhr nachts, wenn eilende Arbeit vorliegt.

14. Stückerarbeit und Nachtarbeit.

Die Stückerarbeit wird in der Konfektion weit mehr als langweilige, eilige, hastige, abstumpfende Arbeit erklärt, als in der Massbranche. Auch aus diesem Grunde versucht der Schneider öfters einen Wechsel des Arbeitgebers herbeizuführen. Natürlich in der Meinung, dass für ein anderes Unternehmen schöner zu arbeiten sei. Man wird eben in diesem vor älteren Arbeitnehmern zurückgestellt und ist dann erst recht unzufrieden. Hat der Arbeiter früher wirklich etwas Geld erspart, wird er es, wenn er in einem neuen Unternehmen neuen Arbeitsanforderungen gegenübersteht, meist zum Ersatz und zur Anschaffung von Werkzeugen verwenden. Die Stückerarbeit verbraucht die Werkmittel ziemlich rasch. Der Heimarbeiter hat sie zu bezahlen. In der stillen Zeit wird das doppelt schwer empfunden. Ist die Arbeitsgelegenheit grösser, kann auf die Behandlung der Werkzeuge nicht so viel Sorgfalt verwendet werden. Die Arbeitszeit dauert oft von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts. Allerdings sind drei halbstündige Pausen üblich. Der Kampf bleibt aber immerhin noch gross genug, der Körper ist bald abgearbeitet. So bemerkt M.: „Ich muss zu lange arbeiten, bis ich etwas verdiene. Täglich 12 bis 14 Stunden. Im Falle äusserster Not befasse ich mich nicht mit der Konfektion.“ Die Konfektionsarbeiter, welche das Handwerk in den Lohnarbeiterstand versetzt hat, können sich nur sehr schwer daran gewöhnen, dass sie zum Verarbeiten zugeschnittene Stücke erhalten, die Meisterbefähigung nicht mehr anwenden können und für den Selbstgebrauch aus dem Stoffe keinen Anzug herstellen dürfen⁷¹⁾. Ausserdem empfindet diese Kategorie die Abhängigkeit vom Arbeitgeber als eine Fessel. N. erklärt: „Die Zuschneider benützen die Arbeiter, um sich im guten Lichte beim Herrn oder der Frau des Geschäfts zu zeigen; denn auch jene sind von dem guten Willen dieser abhängig“.

So kann der Arbeiter meist keine erfolgreiche Beschwerde führen, wenn er schlecht zugeschnittene Stücke, die ihn in die Nacht hinein beschäftigen, erhält. Er darf es meist nicht wagen, die Stücke ungefertigt zurückzugeben. L. bemerkt: „Ich habe häufig Kopfwahl, und zwar so stark, dass ich dann kein Arbeitsstück mehr ansehen kann. Ich führe das auf Überanstrengung zurück. Meine Arbeitszeit dauert von morgens 7 Uhr bis abends 7 Uhr. Mittags mache ich allerdings eine $\frac{3}{4}$ stündige Pause, ebenso zwischen 3 und 4 Uhr. In der guten Jahreszeit arbeite ich aber bis 11 Uhr nachts. Bin ich infolge häuslicher Ereignisse und Inanspruchnahme, durch Besuch und Ausgänge von der Arbeit abgehalten, hole ich das Versäumte nach. Ich muss dann bis in die Nacht und oft bis in den tagenden Morgen hinein arbeiten. Auch Sonntags arbeite ich dann. Mein durchschnittlicher Jahreslohn übersteigt aber 5 Franken nicht. Er balanciert zwischen 4 und 5 Franken täglich. Es hängt dies mit der Stückerarbeit und der flauen Zeit zusammen“. L. erwähnt: „Ich verdiene bei der Masskonfektion so viel wie früher bei der Massarbeit. Ich hatte aber leichtere Arbeit und brauchte nicht so sehr in die Nacht hinein zu arbeiten. Als ich dessen ungeachtet wieder zur Massarbeit zurückkehrte, gab die Leitung der Unternehmung vor, mich nicht mehr gebrauchen zu können. Ich sei der feinern Arbeit entwöhnt. So bin ich jetzt wieder in der Masskonfektion tätig“⁷²⁾. N. macht auf die schon mehrfach a. a. O. hervorgehobene Begleiterscheinung der Stückerarbeit aufmerksam, die sich nicht im Beisein technischer Leiter vollzieht: „Die Unternehmung verlangt, dass ein Stück wie das andere, und zwar so schnell wie möglich gemacht werde. Die Arbeiter liefern aber das eine nicht so wie das andere. Der Kunde erhebt bei der Unternehmung Beschwerde. Diese geht an den Zuschneider, welcher sie an den Arbeiter weiterleitet. Ist der Zuschneider verdriesslich geworden, überträgt er die Stimmung auf die Arbeiter. Doch bemühen sich die Zuschneider zusehends, mit den Arbeitern gut zu stehen, verkehren jedoch ausserhalb des Geschäfts nicht mit ihnen“. T. fügt dem bei: „In dringenden Fällen verlange ich für die Nachtarbeit Lohnzuschlag und erhalte ihn. Allerdings unterlässt es der Zuschneider nicht immer, spöttische Bemerkungen über die verlangte Nachttaxe beizufügen. So sagte er z. B.: ‚Sie legen sich wohl zu früh ins Bett?‘ Das erbitterte mich“. Die Schneider erwähnen auch, dass die Pausen, welche sich während des Arbeitens als notwendig herausstellen, Nachtarbeit erforderlich machen. Vor und nach den Pausen sei beim Arbeiter übrigens stets ein Energienachlass zu spüren. Doch handelt es sich hier meist um eine verlängerte Abendarbeitszeit. So hat z. B. die Gruppe R.

die Gewohnheit, die Nachmittagsarbeit um 3 Uhr zu beginnen, aber erst um 10 Uhr mit der Tätigkeit aufzuhören. Beim Handwerksmeister sind noch andere Fälle zu beobachten. So sagt einer derselben: „Die Nacharbeit ist z. B. da nicht zu umgehen, wo ein Kunde am andern, beziehungsweise an einem der nächsten Tage verreisen muss. Wenn ich dann nicht mache, machts ein anderer,“ denkt sich der Schneider. Andere Schneider lehnen derartige Bestellungen ab, wenn andere angenehme Arbeit vorliegt. Es ist zu beachten, dass dringende Bestellungen, welche Nacharbeit hervorrufen, keineswegs höhere Bezahlung hervorrufen. Die konkurrierenden Meister führen die Aufträge aus, indem sie möglichst allen Anforderungen entsprechen. Doch gibt es Ausnahmen. O. bemerkt: „Früher arbeitete ich bis in alle Nacht hinein. Ich sollte es zwar immer noch tun, aber länger als bis 8 Uhr abends halte ich es nicht aus“. L. fügt hinzu: „Ich habe jetzt genug Kunden, kann die Arbeit einteilen, auf die Beschäftigung zur Nachtzeit verzichten. Ja, eilige Bestellungen nehme ich gar nicht mehr an“⁷³). X. arbeitet von morgens 6 Uhr bis abends 7 Uhr, ist dann aber ganz erschöpft. Auch er und seine Gruppe macht die Beobachtung, dass die in die Arbeitszeit fallenden Pausen bald erfrischend, bald ermüdend nachwirken. N. ist der Beruf ganz und gar verleidet, wie er sich ausdrückt. Holzarbeiter, Metallarbeiter hätten ihre abgeschlossene Arbeitszeit. Die Schneider seien gezwungen, in die Nacht hinein zu arbeiten⁷⁴), wenn die Saison herannahe, sich gesundheitlich zu schwächen, ohne deshalb besser als andere Berufskategorien entlohnt zu werden.

Die isoliert stehenden, nicht organisierten Meister bringen dann noch andere Gesichtspunkte bei, welche die Arbeit ungünstig beeinflussen. Sie sagen, dass an den sogenannten Sitzplätzen der Massschneider mit Konfektionsarbeitern zusammenkomme. Der erstere wird dann häufig und unbewusst in seiner Eigenschaft als Techniker „verdorben“, so dass er gar nicht mehr weiss, was schöne Arbeit ist. Man könne die Art und das Angebot der Arbeit nicht erzwingen und müsse doch die Gesellen haben und ihnen den Lohn bezahlen. Dazu komme, dass durch eine Kategorie in Arbeiterkreisen verrufener Meister der Zuzug guter Arbeiter abgehalten werde. Die ganze Arbeit vollziehe sich angenehmer, wenn das Bewusstsein vorherrsche, dass der Arbeiter gut arbeite. Dem guten Arbeiter brauche man nichts zu zeigen; es genüge, ihm rechtzeitig die Stücke zurechtzulegen. Es sei aber nicht zu hindern, dass man sich ausschliesslich mit Arbeitern verbinde, die an ein gutes Arbeiten gewöhnt seien, die, wenn es notwendig sei, mit in die Nacht hinein arbeiteten. Leider seien viele Arbeiter rücksichtslos, wenn es an

den geeigneten Arbeitskräften fehle. So hat sich der Meister C. entschlossen, auswärts wohnende, verheiratete Heimarbeiter heranzuziehen. Am Sonntag Nachmittag, wenn viele andere spazieren gehen können, zeichnet er das Mass auf das Papier, damit der zugeschnittene Stoff Montag früh zum Abholen bereit liege. Auch Sch., der auf dem Lande wohnt, deutet an, dass es ihm „verleidet“ sei, mit Arbeitern zusammen zu arbeiten. Sie beanspruchten besseres Essen gegenüber früher, damit auch einen den Verhältnissen widersprechenden Lohn, freuten sich schon beim Beginn der Arbeit auf den Abend und den Feierabend und arbeiteten in der Weise mechanisch um den Lohn, dass das Gefühl sich in den Worten kundgebe: „Wenn nur der Tag rum ist“. Allerdings besitzt dieser Teil Meister nicht mehr die den neuen Anforderungen des Warenkreditsystems entsprechenden Mehrkapitalien, daher drückt ihn jede Art des Emporstrebens des Arbeiters und seines Versuchs, sich besser zu stellen. So sagt Meister R. aus: „Ich ziehe einen Betrieb vor, der unter das Fabrikgesetz fällt, weil das Feiern des blauen Montags der meist nicht organisierten Arbeiter hier ausgeschlossen ist. Es ist nicht zu übersehen, dass eben neben Sonntag und Montag noch hier und da erst am Dienstag Mittag die Arbeit angetreten wird. Tüchtige Arbeiter nehmen keine Vorwürfe entgegen; jene sind auch nicht sogleich zu ersetzen. Inzwischen ist der Bügelofen angefeuert, die Lampe brennt, die Arbeit soll fertig werden und der Meister bleibt schliesslich, obschon er Arbeiter hat, auf sich selbst angewiesen“. R. findet diese Vorgänge, die er auf Grund seiner vieljährigen Erfahrungen bestätigen muss, dennoch begreiflich in Hinsicht auf den Kampf, den die Arbeiter gegen gewisse Unternehmerkreise zu führen haben und der sie misstrauisch gemacht hat. L. verletzt in weit stärkerem Masse das Benehmen einer bestimmten Abnehmerschaft. Er gibt seinen Parallelempfindungen in folgenden Worten Ausdruck: „Wegen kleiner Preisdifferenzen, Forderungen, die vorher nicht genau abgemacht werden konnten, erhalte ich mitunter hässliche Briefe. Was mich besonders ärgert, ist der Umstand, dass die Zuschriften aus Kreisen stammen, von welchen eine höfliche Sprache zu erwarten wäre. Die Ansprüche nehmen eine unschöne Form an. So wird der Schneider gefragt: ‚Welch billigsten Preis verlangen Sie, wenn ich bei Ihnen ein Stück bügeln lasse? Es muss aber bis heute abend 9 Uhr bereit liegen!‘ Lautet die Antwort: Fr. 3. 50, kommt gleich eine andere Frage: ‚Können Sie's nicht um Fr. 3 machen?‘ Das sind oft bemittelte Leute, die dem Schneider das Herz abreissen. Sie verlangen, dass für diese Fr. 3 auch noch Löcher und Risse umsonst gestopft werden“. L. bestätigt diese Unarten, verzeiht sie den Abnehmern,

da sich diese, weil sie Geld ins Haus trügen, manches gestatten dürften, das den Arbeitern als Geldempfängern nicht zukomme. Er sagt: „Ich habe einen Arbeiter auf eine bestimmte Stunde hin zu mir bestellt. Er versprach, zu erscheinen. Andere Bewerber wies ich nun ab. Ich richtete meine Vorarbeiten danach ein. Der Arbeiter kam nicht. Ich stand ohne Hülfe da, musste nun doppelte Nacharbeit leisten, eine Arbeit, die ich nur mit grossen Unlustgefühlen vollzog“. Dem gegenüber erklären die Gesellen, dass sie, wenn die Not es im Augenblicke nicht notwendig macht, nur dort Arbeit annehmen, wo dieselbe eine erfreuliche sei. Habe nun ein Meister auch Arbeit zugesagt und allerlei verlockende Aussichten damit verknüpft, so erkundige sich der erfahrene Arbeiter heutzutage sowohl bei Kollegen wie in einer Gewerkschaft, ob die ihm angebotene Arbeit auch wirklich so angenehm sei, wie sie der Meister, beziehungsweise der Arbeitgeber schilderte. Wird das in Arbeiterkreisen nicht bestätigt, so begeben sich der Arbeiter eben anderswohin und wandere so lange, nach Arbeit suchend, bis er eine seinem Behagen entsprechende gefunden habe. Tatsächlich hungert mancher Arbeiter lieber und zieht es vor, seine Ausgaben einzuschränken, als dass er nicht zusagende Arbeit annähme. Dies hat natürlich seine Grenzen. Tatsache ist, dass viele Meister, beziehungsweise Arbeitgeber, die verlangte Stückloohnerhöhung nur gewähren, wenn hinter dem Arbeiter eine Gewerkschaft steht, wenn Streike in Aussicht sind, wenn nach guten Arbeitskräften gesucht worden, die aber schwer erhältlich sind. Sodann befreunden sich noch lange nicht alle Arbeiter mit der Atelierarbeit, namentlich nicht, wenn dort Stücklohn und Nacharbeit üblich ist. Auch herrscht dort häufig eine unbeliebte Aufsicht, ein Chef, dessen Benehmen den Eindruck der Parteilichkeit erweckt, der dazu drängt, schnell zu arbeiten. „Sie schaffen nicht“, heisst es, wenn einer auf die Seite schaut⁷⁵⁾. Es werden hier lästige Arbeiten aufgebürdet. Sprechen sich schliesslich die Kollegen laut untereinander aus, so hinterbringt einer das Gespräch dem Arbeitgeber, seinen Anhängern oder abwesenden Arbeitern, die die Worte anders auslegen, als sie gemeint waren. Ähnliche Vorgänge wirken ja auch auf sogenannten Sitzplätzen in unerfreulicher Weise auf die Arbeit ein, doch fällt hier die lästige Aufsicht fort. Die Diskussion wirkt eher ermunternd auf die Arbeit ein; unterhält man sich aber zu viel, lässt die Aufmerksamkeit nach, welche der Arbeit geschenkt werden muss. Bei dieser Gelegenheit sticht man sich dann oft mit der Nadel in die Finger, doch kommt dies in jeder Schneiderwerkstätte vor, auch dort, wo der Alleinbetrieb vorherrscht. An manchen Sitzplätzen muss die Überzeitarbeit besonders vergütet werden.

Hat der dort Arbeitende ungenügend Arbeit, muss er in den meisten Fällen den Sitzplatz dennoch bezahlen. Die verschiedenartigsten Elemente finden sich hier zusammen. Man arbeitet nebeneinander, aber auch gegeneinander und lauscht sich von andern, angeblichen Kollegen, Vorteile ab. Übrigens kommt dies auch in den sogenannten Schneidermeistervereinen vor. Weniger gut gestellte Mitglieder halten es in diesen meist nicht sehr lange aus. Sie behaupten, dass sie ganz andere Interessen hätten als die, welche von den besser situierten Meistern vertreten werden. Diese hatten, wie sie sich ausdrücken, die kleineren Meister bewusst und unbewusst übers Ohr. Oft versuchen die kleineren Meister in eine sozialdemokratische Gewerkschaft einzutreten. Aber nur diejenigen, welche eine sozialistische Weltanschauung mitbrächten, fühlten sich dort wohl. Im allgemeinen wird der günstige Einfluss der gewerkschaftlichen Organisation, die da und dort hinsichtlich Nacharbeit, Stückarbeit und Stücklohn schon hübsche Erfolge erzielte und die Solidarität der Interessen enger knüpft, hervorgehoben⁷⁶⁾. Doch klagt eine Kategorie Schneider, dass zeitweise die organisierten Kollegen sich mehr mit Politik statt mit der Förderung der Berufsinteressen abgeben und dadurch Misstrauen gegen die Schneider hervorrufen, die eine führende Rolle übernommen. Verschiedene Austritte sind auf politische Streitigkeiten zurückzuführen; häufiger auf den Mangel an Kleingeld zur Bestreitung der Verpflichtungen und auf den Mangel klassenbewusster Zusammengehörigkeit. M. fügt hier noch bei: „Der häufige Wechsel bringt es mit sich, dass mehrere Kollegen aus einer Gewerkschaft austreten, verreisen und nicht zahlen⁷⁷⁾. Wenn ausserdem einer erfährt, dass der andere 50 Ct. mehr oder weniger Stücklohn erhält, entsteht Streit. Innerhalb einer Kategorie möchte jeder denselben Lohn. Massarbeit, Masskonfektion, Konfektion, Stückarbeit und Nacharbeit werden in der Diskussion durcheinander geworfen, als ob jede Werkstätte für sich betrachtet in dieser Hinsicht dieselben Sorgen, Unannehmlichkeiten und Annehmlichkeiten habe. Es werde leider immer noch zu wenig den Betriebsbesonderheiten Rechnung getragen.

15. Nähmaschine und Handarbeit.

Wenn Schiffchen, Nadel, Faden nicht ordnungsgemäss sitzen, erzeugt das manchen Ärger und Verdross. Die gekaufte Seide stellt sich im Laufe der Arbeit stellenweise als verlegene, verbrannte Ware heraus. Der verkaufende Händler wusste das nicht, da er den Gegenstand zwecks Wiederverkaufs einkauft, ihn nicht selber herstellt. Legt dann der Schneider nachträglich, nicht sofort beim Kauf, beziehungsweise bei Erhalt der Bestellung eine Beschwerde ein, er-

widert der Kaufmann in vielen Fällen, der Fehler liege wohl an der Maschine, er vermöge daher nicht, den Aussetzungen Rechnung zu tragen. Gute Abnehmer stossen wohl auf Entgegenkommen, doch weiss fast jede Schneiderstube von schlechten Erfahrungen zu sprechen.

Neue Maschinen sind nicht immer leicht zu handhaben. Sie müssen erst eingearbeitet sein. Es bedarf einer längeren Einübung. Diese bringt vielerlei Unannehmlichkeiten mit sich, die bei nervös gewordenen Naturen dadurch bemerkbar werden, dass geschimpft wird, in auffallendem Jähzorn Gegenstände auf den Boden geworfen, Wirtshäuser aufgesucht, die unschuldige Umgebung, z. B. Frauen, Töchter, Kinder, Lehrlinge bei mancher nicht im Zusammenhang stehenden Gelegenheit angeschrien werden.

Viele Schneider beherrschen die Maschine anfänglich gar nicht und vielfach verstehen sie das gerade gekaufte System ungenügend. Man bereut es, nicht ein anderes angeschafft zu haben. Während einer solchen Zeit geht die Arbeit langsam von statten. Man streitet sich noch gezwungenermassen mit dem Maschinenlieferant herum, der die Maschine bis zur letzten Abzahlung unter Eigentumsvorbehalt verkaufte⁷⁸⁾. Es entstehen feindschaftliche Korrespondenzen, unerquickliche Auftritte vor Friedensrichteramt, Zahlungsbefehle, Pfändungen. Erküht sich der betreffende Reisende oder Geschäftsinhaber, nachdem ein Vergleich stattgefunden hat, zwecks Anerbietens weiterer Maschinen wiederholt vorzusprechen, kann es zu zeitraubenden, unerfreulichen Auseinandersetzungen kommen. Manchmal stellt es sich eben heraus, dass eine Maschine mangelhaft konstruiert ist, wenn sie z. B. Stiche auslässt. Während beim Handnähen sich der Faden oft ringelt, bricht der Faden an der Maschine häufig ab. Das erzeugt schliesslich Missmutigkeit. Auch läuft die Maschine keineswegs immer gut; der weniger geübte Arbeitende sticht sich sodann oft in die Finger. Das Geräusch der Maschine macht sich vielfach im eigenen, eventuell im obern und untern Stockwerk fühlbar; es entstehen Unannehmlichkeiten mit den Hausbewohnern; das Geräusch der Maschine bringt nach und nach auch weniger nervöse Arbeitsmenschen in fortgesetzte Aufregungsanfälle. Eigentümlich ist, dass viele Schneider behaupten, dass sie die Maschinenarbeit der Handarbeit vorziehen, weil letztere abstumpfend wirke. Es sei sehr unbequem, den ganzen Tag auf dem Tische zu sitzen. Man arbeite lieber mit der Maschine, da dann wenigstens nur die Füsse weh tun. So kommt es viel vor, dass sogar die Lehrlinge durchaus an der Maschine arbeiten wollen, wenn man schon Handarbeit von ihnen verlange. Eine Kategorie Schneider erklärt, dass die Maschine man-

chem Arbeitenden eben Abwechslung gebracht habe, die in dieser Hinsicht gesundheitlich günstig wirke. Es ist indessen zu beachten, dass einzelne Arbeiten nicht mit der Maschine zu machen sind, andere nicht mehr mit der Hand gemacht werden. Ja, da und dort wird die Forderung, bestimmter Handarbeiten, z. B. gewisse Hosennähte, direkt aufgestellt⁷⁹⁾. Für den, der nicht genügend eingearbeitet ist, ist die Handarbeit wie die Maschinenarbeit eine Qual. Doch arbeitet man im allgemeinen dort mit Vorliebe an der Maschine, wo sich nicht nur der Körper ihr besser anpasst, sondern die Art des Arbeitsobjektes eine maschinenmässige Behandlung erfordert, das heisst das Produkt schneller hergestellt wird, die Tätigkeit sich produktiver gestaltet. Die andauernde Maschinenarbeit wird dann aber eine Qual, namentlich für die vielen schwächlich gebauten Schneider. Man unterzieht sich jener nur, wenn sie nicht zu umgehen ist, und kehrt so rasch wie möglich zur Handarbeit zurück. In einer Reihe von Schneiderwerkstätten muss eine einzelne Maschine von zwei Personen benutzt werden; es fehlen die Mittel, eine zweite Maschine anzuschaffen, was zu Unerträglichkeiten führt und die richtige Einteilung der Arbeit verhindert. Unerfahrene Arbeiter kennen ausserdem die Spannung der zu verarbeitenden Stoffe zu wenig und haben deshalb eine anstrengendere Arbeit. Kränklichen Arbeitern diktiert die Nähmaschinenarbeit Ruhepausen. Bei eilender Stückerarbeit sind jene aber in der Bezahlung nicht mitinbegriffen. Die Pause muss durch doppelte Anstrengung eingeholt werden und verstärkt dadurch die Unlust beim Arbeiten.

Es kommt allerdings auch vor, dass durch unvorsichtige Verbrennung des Stoffes der ganze Verdienst dahingeht. Arbeitslohn und Zutatenausgaben werden in diesem Falle dem Arbeiter nicht ausgezahlt, die Ware aber in Rechnung gebracht, eventuell auch noch das Futter. Es ist daran zu erinnern, dass nicht jeder Stoff angenehm zu verarbeiten ist. So gibt es spröde, harte, leichte, dicke, dünne, schönfarbige, schlechtfarbige Stoffe etc. Man plagt sich ab, dass der Stoff gut verarbeitet herauskommt. Die Uniformarbeiten, obschon vielfach stehend ausgeübt, erfahren im allgemeinen eine günstigere Beurteilung. Es ist dies dem Umstande zuzuschreiben, dass diese Art Schneider reglmässiger zu tun hat und prompt bezahlt wird. Weiter kommt in Betracht, dass die amtlichen Arbeitgeber doch nicht so schroff kleine Aussetzungen anbringen und sich eher durch eine gewisse noble Art in der Abnahme der Arbeit auszeichnen. Die Militärarbeit zeigt indessen insofern eine grosse Unannehmlichkeit, als die Stoffe schwer wiegen und mühevoll zu verarbeiten sind, grösserer körperlicher Anstrengung bedürfen, als dies bei der Anfertigung von Kleidungs-

stücken für Privatpersonen der Fall ist. Diese Tatsachen machen sich schon deshalb bemerkbar, weil auch hier viele Schneider beteiligt sind, die einen zarten Körperbau haben und deren Löhne nicht hinreichen, mehrwöchentliche Ferien zu machen.

Anmerkungen.

¹⁾ Herkner, Heinrich, Die Bedeutung der Arbeitsfreude in Theorie und Praxis der Volkswirtschaft. Dresden 1905.

²⁾ Nach der Schweizerischen Statistik, 154. Lieferung, Ergebnisse der eidg. Betriebszählung vom 9. August 1905, Heft 8, verteilt sich der Schneiderberuf für Männerbekleidung im Kanton Zürich folgendermassen:

	Zahl der Betriebe	Von den Betrieben sind		Beschäftigte Personen		
		Alleinbetriebe	Gehilfenbetriebe	Männlich	Weiblich	Total
Herrenschneiderei . . .	1126	650	476	1634	339	1973
darunter hausindustrielle Betriebe	204	148	56	198	75	273
Verfertigung von Herren-, Frauen- u. Kinderkonfektion	799	611	188	642	1269	1911
darunter hausindustrielle Betriebe	741	596	145	278	631	909
Militärschneiderei . . .	43	24	19	39	26	65
darunter hausindustrielle Betriebe	36	20	16	31	22	53

³⁾ Vgl. hierzu: Kantonales statistisches Bureau, Der Arbeitstarifvertrag im Kanton Zürich. Winterthur 1909. S. 63 unten u. ff.

⁴⁾ Siehe W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit. Stuttgart 1862. S. 164 u. ff.

⁵⁾ „Eine einfache Überlegung zeigt ja nun, dass die Zeit doch immer nur *einen* Umstand, und nicht immer den wichtigsten Umstand bei der Abschätzung der geleisteten Arbeitsmenge bildet; mindestens ebensowichtig wie die Zeit sind die Empfindungen, teils angenehmer, teils lästiger Art, welche mit einer Arbeitsleistung verknüpft sind.“ Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909. Leipzig 1910. Siehe Referat Herkner, S. 551 unten.

⁶⁾ Vgl. Bücher, Karl, Arbeit und Rhythmus. Leipzig 1899. S. 31 u. ff.

⁷⁾ „Wir wirtschaften, um zu leben, aber wir leben nicht, um zu wirtschaften.“ W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit. Stuttgart 1862. S. 225.

⁸⁾ Vgl. die interessanten Äusserungen Herkners, die in mancher Hinsicht auch hierher passen: „Wichtiger erscheint mir dagegen für die Verminderung der Arbeitsfreudigkeit, die heute in vielen Fällen vorliegt, das ganze, oft deprimierende, trostlose, verruste, schmutzige Milieu mancher Industriestädte und Fabriken, die zunehmende Beschränkung der persönlichen Freiheit, zu der die Ordnung eines grossen Betriebes nötig, die Behandlung der Arbeiter als blosse Nummern, der barsche Verkehrston, die Abhängigkeit von unteren Beamten und die damit wieder vielfach zusammenhängenden vermeintlichen Kränkungen und Zurücksetzungen, die masslose Steigung der Arbeitsintensität durch raffinierte Entlohnungsmethoden, die unrationelle Länge der Arbeitszeit, die Lohnherabsetzungen, die ganze Unsicherheit der Existenz. Und bis zur Unerträglichkeit kann die Bürde der Arbeit gesteigert werden, wenn man glaubt, die Arbeit nicht zur eigenen und zur Wohlfahrt der Gesellschaft zu leisten; wenn man meint, dass sie wesentlich nur zur Bereicherung des verhassten Kapitals diene; wenn man glaubt, dass man nur einen kleinen Teil der geleisteten Arbeit im Lohne vergütet erhalte, dass, wenn nur das Kapital nicht wäre, das «riesenhafte Wachstum der Produktivität» allen gestatten würde, herrlich und in Freuden zu leben. Daraus resultiert der hier und da bis zur Weissgluthitze gesteigerte Klassenhass, der alle Freude

an der Arbeit verdorren lässt, nicht nur auf seiten der Arbeiter, sondern auch auf seiten der Angestellten und der Arbeitgeber selbst. Eine allgemeine Verdrossenheit wird zur Signatur des Betriebes. Der Wunsch des Arbeitgebers, ohne Arbeiter auszukommen, wird ebenso echt und tief empfunden, als die Sehnsucht der Arbeiter, den Kapitalisten los zu werden. Da bedarf es mehr als eines Tropfens sozialen Öls, um das bedrohliche Heisslaufen der ganzen Maschine, um die Lahmlegung des ganzen Produktionsprozesses zu verhüten.“ Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik. Leipzig 1910. S. 554.

⁹⁾ Vgl. Leo von Buch, Intensität der Arbeit, Wert und Preis der Waren. Leipzig 1896. S. 26 u. ff.

¹⁰⁾ Wenn Herkner, wie mir scheint, in Verkennung des proletarischen Klassenkampfes gegenüber der kapitalistischen Wirtschaft in „Seelenleben und Lebenslauf in der Arbeiterklasse“, Preussische Jahrbücher, Berlin 1910, S. 412, den Wunsch ausspricht, dass man von Staates wegen den besser gebildeten Persönlichkeiten auch die Bahn zu angemesseneren Stellungen im öffentlichen und privaten Leben frei macht, so ist darauf hinzuweisen, dass dort, wo solche Möglichkeiten bereits bestehen, die soziale Missstimmung, nicht abgenommen, die Lage der arbeitenden Klassen sich nicht wesentlich verbessert hat, die Arbeiterbewegung in mancher Hinsicht dadurch Schaden litt. Die Arbeiterfrage wird auf solche Weise jedenfalls nicht schneller ihrer Lösung entgegengeführt, wohl aber wird die Kluft zwischen den Wohlhabenden und Besitzlosen erweitert, ohne dass der bestehende Staat hiervon einen Gewinn hätte. Übrigens ist ja bereits eine ansehnliche Zahl der sogenannten gebildeteren Arbeiter in höhere Stellungen aufgerückt, wir erinnern nur an eine Kategorie sogenannter Privatbeamten, Techniker, Zuschneider, etc., welche sich bekanntlich auch nicht zu den zufriedentsten Staatelementen der Gegenwart rechnen. Richtiger scheint uns, statt die Intellektuellen privatwirtschaftlich zu heben, die Arbeiterklasse als Gesamtheit zu fördern und auf dem Wege einer grundsätzlichen Umgestaltung der jetzigen Volkswirtschaft die Arbeitslast zu beseitigen. Würden die Begabteren dem Arbeiterstande entzogen, so bestünde ausserdem für die besitzenden Klassen eine weit grössere Gefahr darin, dass der soziale Kampf rohere Formen annehmen könnte. Der Revolution im Heugabelsinne würde dadurch Vorschub geleistet.

¹¹⁾ „Die Arbeit will nicht bloss gelohnt, sie will auch geehrt sein.“ W. H. Riehl, a. a. O. S. 32.

¹²⁾ Vgl. Zürcher Handelskammer, Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich für das Jahr 1909. Zürich 1910. S. 96 oben.

¹³⁾ Siehe auch Jahresbericht des Gewerbeverbandes Zürich pro 1908 und 1909. S. 17 oben.

¹⁴⁾ Vgl. z. B. Protokoll der Verhandlungen des ersten allgemeinen Heimarbeiterschutzes-Kongresses. Berlin 1904. S. 42 u. ff.

¹⁵⁾ Eine anonyme Schrift: „Die Lehre der Bearbeitung sämtlicher Herrenkleidungsstücke“. Dresden. Expedition der Europ. Modezeitung. Dritte Auflage, ist in der Massbranche (Handwerksarbeit) und auch in Zuschneiderkreisen ziemlich verbreitet. Ausserdem werden Leipziger, Dresdener und Stuttgarter Fachblätter sehr beachtet.

¹⁶⁾ „Jedenfalls ist mir das grösste Mass von Arbeitsfreude in denjenigen Berufen entgegengetreten, welche der Individualität des Arbeiters noch eine gewisse Entfaltung gönnen; in denen der Arbeiter das fertige Stück als Werk seiner Hand, seiner Geschicklichkeit, seiner Berufstüchtigkeit ansehen darf; in denen die Arbeiten in ihrem entscheidenden Teil durch die Hand *eines* Arbeiters ausgeführt werden, in denen so gewissermassen noch eine persönliche Beziehung zwischen Arbeiter und Produkt besteht.“ Herkner, Die Arbeiterfrage. Fünfte Auflage. S. 30. Berlin 1908.

¹⁷⁾ Wenn Bücher (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Artikel Gewerbe, IV. Band, dritte Auflage, S. 874) behauptet, dass die Zersetzung des Handwerks „sich nur in den Grossstädten in voller Stärke bemerklich macht, während auf dem Lande das Handwerk seit dem Bestehen der Gewerbefreiheit sich mächtig ausgebreitet hat und hier auch vielfach noch die Be-

dingungen einer gedeihlichen Fortexistenz findet“, so mag das für andere Berufskategorien und gewisse Landesteile zutreffen. Auch das ländliche Schneiderhandwerk in Zürich zeigt, abgesehen von der Stadt, durchaus die Tendenz, durch die überallhin reisende Herrenkleiderindustrie, die Masskonfektion und das kapitalistische Massgeschäft verproletarisiert zu werden, soweit dies nicht schon geschehen ist.

Vgl. hierzu auch: Sombart, *Der moderne Kapitalismus*. Zweiter Band. Leipzig 1902. S. 412 u. 413. — Deutlich, wenn auch indirekt, spricht für die kleine Schweiz: das Verzeichnis der patentpflichtigen Geschäftsreisenden in der Schweiz.

¹⁸⁾ Vgl. hierzu: Wegmann, *Ausgewählte Schriften von Fabrikinspektor Dr. Fridolin Schuler*. Karlsruhe i. B. 1905. S. 249.

¹⁹⁾ Wenn Bücher (Die Entstehung der Volkswirtschaft, Sechste Auflage, Tübingen 1908, S. 208 u. 210) zur Erklärung des Niederganges des Handwerks unter anderm anführt, dass es von der gut situierten Kundschaft nicht aufgesucht werde, so ist dem gegenüber zu sagen, dass die Tendenz eben heute die ist, dass nicht die Kundschaft aufsucht, sondern von den Gewerben aufgesucht wird, beziehungsweise aufgesucht werden muss. Tatsächlich ist sowohl in Allein- wie in Gesellenbetrieben zu beobachten, dass der mit Muster versehene Meister der Kundschaft nachgeht. Wenn Bücher unter dem Worte Schneidermassgeschäfte einen Handwerker versteht, der ein „Verkaufsmagazin“, eine „Sammelstelle für Aufträge“ besitzt, so darf man wohl darauf hindeuten, dass die Tendenz die ist, dass nicht ein Schneider, sondern ein Unternehmer ein Massgeschäft errichtet und die Schneider in seinen Dienst zieht.

²⁰⁾ Vgl. hierzu: Eidg. Handelsdepartement, Verzeichnis der Handelsreisenden, die vom 1. Januar bis 31. März Passkarten gelöst haben.

²¹⁾ Vgl. Sombart, *Der moderne Kapitalismus*. Zweiter Band. Leipzig 1902. S. 406 u. ff.

²²⁾ „Für den kapitalistisch rechnenden Unternehmer, und die Konkurrenz nötigt schliesslich jeden Unternehmer in mehr oder minder fühlbarer Weise dazu, kapitalistisch zu rechnen, stellt die Arbeitsleistung ein Mittel für geschäftliche Zwecke dar, dessen Kosten nach Möglichkeit zu vermindern sind.“ Herkner, *Arbeitszeit*. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 1202. Dritte Auflage.

²³⁾ Siehe auch Lorenz, *Heimarbeit und Heimarbeitsausstellung in der Schweiz*. Zürich 1909. S. 27 unten.

²⁴⁾ Siehe Schwyzer, *Die jugendlichen Arbeitskräfte im Handwerk und Gewerbe, in der Hausindustrie und in den Fabriken*. S. 267.

²⁵⁾ „Überlässt die Gesellschaft einem jeden die Ausbildung seiner Arbeitskräfte, indem sie es dem Zufall anheimstellt, ob er ein angemessenes Berufsgeschäft, oder überhaupt nur eine fruchtbare Beschäftigung zu finden vermag, so kann auch die produktive Arbeit nur kümmerliche Früchte bringen.“

Marlo, *Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie*. Kassel 1857. Zweiter Band. S. 33.

²⁶⁾ „Tritt aber infolge von Lohnerhöhung und Kürzung der Arbeitszeit eine Erhöhung der Lebenshaltung ein, so treibt sie erfahrungsgemäss zu grösserer Intensität der Arbeit, weil Menschen mit grösseren Bedürfnissen bei kürzerer Arbeitszeit zu grösserem Fleisse genötigt sind, und sie ermöglicht auch eine intensivere Arbeit, indem körperliche Ursachen und grössere Arbeitsfreudigkeit ihnen den grösseren Fleiss leichter machen als Arbeitern, welche wenige Bedürfnisse empfinden, schlecht genährt, abgemüdet und missmutig sind.“ Brentano, *Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung*. Leipzig 1893. S. 34.

²⁷⁾ So sagt Sch.: „Die Heimarbeit hat für den Verheirateten die Schattenseite, dass man alles Unangenehme, das in der Familie vorkomme, neben der Arbeit mit ansehen und miterleben müsse. «Man sitze zu viel auf einander droben», wie der Ausdruck lautet, und habe in der Not allzuoft Vorwürfe entgegenzunehmen.“

²⁸⁾ Vgl. hierzu: *Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz*, Nr. 5, 1910, S. 104/105; Nr. 3, S. 53, und Nr. 2, S. 26. Markgraf, *Die Kämpfe für und wider den Generaltarif im schweizerischen Schneidergewerbe*.

²⁹⁾ So geben z. B. Zürich, *Ziviltarif I und II* ab 1. April 1910 bis 1903; *Tarifvertrag* vom 15. April 1908; *Lohntarif für Lieferungsarbeiten*, Bern, 7. März 1908; *Tarif für den Verein Vereinigter Schneidermeister Zürichs und Umgebung* vom 1. April 1910 und *Kantonales statistisches Bureau, Der Arbeitstarifvertrag im Kanton Zürich, Winterthur 1909*, keinen Einblick in die Psyche der Schneider.

Ein älterer Schneider sagte aus, dass es vorkommt, dass ein Arbeitgeber folgendermassen einen z. B. für 10 km im Umkreis geltenden Tarifvertrag zu umgehen verstehe. Er sagt zum Arbeiter: „Ziehen Sie doch aufs Land. Dort haben Sie viel weniger Ausgaben und bessere Luft.“ Der Schneider zieht dorthin, wird dort aber unter Tarif bezahlt.

³⁰⁾ Ein Teil der Schneider meint, dass schlechte Behandlung, der sie ausgesetzt seien, zu ihrer Auszehrung wesentlich beitrage.

³¹⁾ Vgl. *Schweizerische Schneider Fachzeitung* Nr. 12, 1908, S. 3.

³²⁾ v. Philippovich, *Grundriss der politischen Ökonomie*. Zweiter Band. I. Teil. IV. Auflage. Tübingen 1909, S. 154, scheint in dem Augenblicke, als er schrieb, „dass das ganze Schneidergewerbe heute Konfektion ist“ an die Massschneiderei nicht gedacht zu haben.

³³⁾ Vgl. die interessanten Leitsätze in Bauer, *Die Stellung des Staates zur Heimarbeit*. Zürich 1909. S. 42 u. ff. Für eine Abschaffung des Stücklohnsystems im speziellen und der Heimarbeit im allgemeinen, scheint dieser Referent des Heimarbeiterschuttkongresses keine besondere Neigung zu haben.

Beck, *Die schweizerische Hausindustrie, ihre soziale und wirtschaftliche Lage*, Zürich 1909, verlangt Massnahmen, um die Heimarbeit in denjenigen Erwerbskategorien zu beseitigen, deren „Hausbetrieb eine Schädigung der Produzenten oder Konsumenten bedeutet“.

³⁴⁾ Typen der Konfektionsarbeit, zeigt Wilbrandt, *Arbeiterinnen-schutz und Heimarbeit*. Jena 1906. S. 19 u. ff.

³⁵⁾ Die Ansicht (Herkner, *Die Bedeutung der Arbeitsfreude in Theorie und Praxis der Volkswirtschaft*, Dresden 1905, S. 16), dass die mit der Ausbreitung des Grossbetriebes wachsende berufliche Spezialisierung die Arbeit nicht unbedingt langweiliger und lästiger macht, trifft für das im Texte besprochene Gebiet nicht zu. Wenn z. B. der Schneidermeister früher auch die Stoffe zuschnitt, das ganze Kleid fertigte, jetzt aber nur noch Veston- oder Hosenschneider, besser gesagt Veston- oder Hosennäher, etc., ist, so befriedigt ihn diese Arbeit ganz und gar nicht. Eine Steigerung des beruflichen Könnens „infolge vermehrter Übung und Tüchtigkeit“ kann ausserdem mit dem Verlust der Gesundheit erkaufte sein (Überzeitarbeit) und damit die Arbeiter wieder in die alte, drückende Empfindungswelt zurückversetzen.

³⁶⁾ „Für Kapitalisten, deren einziger Gedanke der augenblickliche Profit ist, hat dieser ausserordentliche Mangel an Beständigkeit der Arbeit verschiedene Vorzüge. In Saisonindustrien oder andern Industrien von wechselndem Umfang, wie bei der Dockarbeit und dem Kleidergewerbe, kann der Unternehmer seine Arbeiterschaft in genauem Verhältnis zu dem Zustand des Wetters oder den Änderungen der Gezeiten oder Jahreszeiten ohne Unkosten vergrössern oder verkleinern. Der Unternehmer, der Heimarbeit ausgibt, kann seine Produktion jeden Augenblick vervielfältigen, um einen drängenden Auftrag auszuführen, und dann sich auf die laufenden Arbeiten der schlechten Jahreszeit beschränken, ohne sich die Last der Fabrikmiete oder sonstiger ständiger Ausgaben aufzuladen. Die Armee von Männern und Frauen, die für jeden seiner Winke bereit steht, wird von ihm nur für die Stunden, die sie wirklich arbeiten, bezahlt. Gerade infolge der Existenz einer solchen «Reservearmee» sieht sich ein jedes Mitglied derselben in bezug auf seine Arbeitsbedingungen dem Unternehmer in noch höherem Grade auf Gnade und Ungnade überliefert. Überall, wo eine solche «Reservearmee» in Verbindung mit Heimarbeit oder sonst unter Verhältnissen existiert, welche den Abschluss individueller Arbeitsverträge unvermeidlich machen, diktiert der Unternehmer tatsächlich die Bedingungen. Wie unheilvoll dies ganze

System für die unter ihm leidenden Arbeiter ist, hat jeder beobachtet, der Schwitzindustrien beschrieben.

„Diese unheilvolle Unregelmässigkeit der Arbeit zu bekämpfen, ist ein fundamentaler Grundsatz der Gewerkvereine. Leider sind aber die Arbeiter da, wo dies System herrscht, nur selten in der Lage, sich zu ihrer Verteidigung zu vereinen.“

Sidney und Beatrice Webb: Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine. Deutsch von C. Hugo. Stuttgart 1906. S. 391.

³⁷⁾ Auch Herkner äussert sich im Sinne einer Arbeitslast der kapitalistisch organisierten städtischen Heimarbeit. Siehe: Die Bedeutung der Arbeitsfreude in Theorie und Praxis der Volkswirtschaft. S. 22.

³⁸⁾ Sulzer, Die Zukunft des Sozialismus. Dresden 1899. S. 240. Vgl. ferner Bloch, Die Entwicklungstendenzen und Betriebsformen im Tuchhandel der Stadt Zürich. Zürich 1904. S. 99 oben.

³⁹⁾ Vgl. «Volksrecht» Nr. 38. Zehnter Jahrgang.

⁴⁰⁾ Vgl. P. G. Artikel: „Käuferpflichten“, «Neue Zürcher Zeitung», Nr. 149, 3. Morgenblatt, 1910.

⁴¹⁾ Krebs, Die Heimarbeit in der Schweiz. Bern 1907. S. 16.

⁴²⁾ „Eine vernünftige Tracht müsste, wenn sie dem modern empfindenden Menschen auf den Leib passen sollte, vor allen Dingen (im höchsten Sinn des Wortes) individuell sein — individuell sein dürfen! — Doch erst eine neue Gesellschaft wird die neue Kleidung tragen, eine Gesellschaft freier Individuen. Solange diese nicht da ist, solange der alte Klassen- und Herdenzwang herrscht, wird das «Eigenkleid» eine Unmöglichkeit und alles Kritisieren und Reformieren wird verlorene Mühe sein.“ Müller-Lyer, Phasen der Kultur. München 1908. S. 127 unten.

⁴³⁾ Vgl. hierzu Kaiserl. statist. Amt, Zusammenstellung der Ergebnisse der Ermittlungen über die Arbeitsverhältnisse in der Kleider- und Wäschekonfektion. Berlin 1896. S. 15—33.

⁴⁴⁾ Vgl. Führer durch die schweizerische Heimarbeitsausstellung 1909. S. 40/41.

⁴⁵⁾ Vgl. Zentralkomitee des schweizerischen Schneider- und Schneiderinnenverbandes. Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Schneider und Schneiderinnen in der Schweiz. Bern 1906.

Märtens, Das schweizerische Schneidergewerbe und die Lage und Organisation seiner Arbeiter. Schweiz. Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik 1898. S. 146 u. ff., S. 191 u. ff.

⁴⁶⁾ „Ist die Ausbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten so weit beendigt, dass er seinen Arbeitslohn bar ausbezahlt erhält, so fallen die andern Teile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandleiher usw.“ Das kommunistische Manifest. Siebente autorisierte deutsche Ausgabe. Berlin 1909. S. 29.

⁴⁷⁾ Vgl. auch über die Löhne in der Heimarbeit: Gygax, Die I. Schweizerische Heimarbeitsausstellung in Zürich. Soziale Praxis. Nr. 48, 1909. S. 1250 u. ff.

⁴⁸⁾ Bemerkenswert ist, dass eine nicht organisierte Schneidergruppe, die der Massbranche angehört, ihren Austritt aus den Grütlivereinen damit begründet, dass selbst höher entlohnte Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Konsumenten billige Konfektionskleider kaufen und dadurch den kollegialen Verkehr zwischen Mass- und Konfektionsarbeiter unmöglich machten.

⁴⁹⁾ Vgl. Merkel, Zur Hygiene im Schneidergewerbe, in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“, 34. Bd. S. 597. Vgl. ferner Dr. Max Tobler, Soziale Ursachen der Tuberkulose, Referat lt. „Neue Zürcher Zeitung“, Nr. 138, drittes Morgenblatt, 1911.

⁵⁰⁾ Vgl. Timm, Die Konfektionsindustrie und ihre Arbeiter. Flensburg 1897. S. 53.

⁵¹⁾ „Dazu ist bei der Maschinen- und Teilarbeit der Massenproduktion der Reiz der Arbeit, einst den Handwerkern eine Freude, geschwunden — es bleibt nur noch pure Arbeit ums tägliche Brot übrig. An der Erringung eines bescheidenen Besitzes als Gewähr für die Zukunft und die alten Tage ist in der Regel gar nicht mehr zu denken. Etwaige kleine Ersparnisse werden bei der Arbeitslosigkeit der nächsten Krise wieder aufgezehrt.“

Schweizerisches Arbeiterssekretariat, Lohnstatistik. Bericht an das Schweizerische Industriedepartement. Erstes Heft. Zürich 1908. S. 33.

⁵²⁾ Schmoller (Grundriss der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1904, S. 47, II. Teil) erwähnt, „dass überhaupt der Ärmere, von den Sorgen des Lebens Gedrückte, im ganzen mehr Anlass zur Konkurrenz hat als der Wohlhabende und Reiche, für den das einzelne Geschäft nie so dringlich ist wie für den, welcher an seinem Besitz einen Rückhalt hat“. Dieser Anschauung darf wohl beigefügt werden, dass der Ärmere Grund genug hätte, lebhaft mitzukonkurrieren und auch Gelegenheit zu Konkurrenz vielfach findet. Dieser Wettbewerb wird ihm indessen sehr oft nicht nur durch die Gesetzgebung unterbunden, sondern in hohem Masse gerade durch die wohlhabenden Konkurrenten, welche mit allerlei Mitteln Geschäfte forcieren, die zu machen sie gar nicht mehr benötigten.

⁵³⁾ Vgl. Sombart, Das Proletariat. Frankfurt a. M. S. 60 u. ff.

⁵⁴⁾ Siehe Bloch a. a. O. S. 69 u. ff.

⁵⁵⁾ Wenn Sombart, Der moderne Kapitalismus, zweiter Band, Leipzig 1902, S. 406 hervorhebt, dass der Engrossortimenter nur „ganz geringe Zuschläge“ auf die Ware, die er absetzt, macht, so sollte er diese Behauptung auch belegen. Uns sind genug Fälle bekannt, wo der Zuschlag ein sehr bedeutender ist. Wie könnten denn diese Geschäftsbetriebe jahrelang aus 4—20 schweren Koffern den Detaillisten Muster vorlegen, wenn sich die Kosten nicht bezahlt machten? Man denke nur an Mercerie-, Quincaillerie-, Wollwaren-Engrossortimenter, die ebenso sehr in Berlin, Köln, Frankfurt a. M., wie in Nürnberg, Basel, Zürich und Bern zu finden sind und bei regulärem Einkauf 20—60%, bei ausserordentlichem Parteienbezug 200% dem Ankaufspreise zuschlagen, wobei die Geschäftskosten noch extra berechnet werden. Es sind daher im Gegensatz zu Sombarts Anschauungen weniger „kümmerliche Existenzen“, welchen der Engrossortimenter con amore hilft, als Existenzen, die mit Sorgen belastet sind, weil sie vom Engrossortimenter ausgebeutet werden.

⁵⁶⁾ Wenn Lexis, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Berlin und Leipzig, 1910, S. 74 verallgemeinert, dass im Gegensatz zu den Kleinhandelsbetrieben die Grossbetriebe die Kunden auf dem Wege des Kreditgebens nicht anlocken, so stimmt dies hinsichtlich des Kleiderhandels z. B. jedenfalls nur zu einem Teile zu.

⁵⁷⁾ Siehe Kolb Alf., Als Arbeiter in Amerika. Berlin 1904. S. 32.

⁵⁸⁾ Einem Vortrage ist z. B. eine Auffassung zu entnehmen, die dem Todeskampfe vieler Handwerkskategorien mit der kapitalistischen Produktionsweise merkwürdig wenig wirtschaftshistorisches Verständnis entgegenbringt. Es werden da u. a. folgende „soziale Grundsätze“ aufgestellt: „Es muss als eine traurige Zeiterscheinung bezeichnet werden, dass heutzutage zahlreiche Handwerker den Mut verlieren, den angestammten, biedern Arbeitsberuf aufgeben, oder ihre Kinder anderen Berufsarten zuführen, von denen sie glauben, sie werden darin leichter ihr Glück finden, als in dem groben, schweren Handwerk. So kommt es vor, dass kraftstrotzende junge Burschen, Abkömmlinge der Zyklopen, sich zu den Schneidern rekrutieren oder gar ins Welschland gehen, um später in einer Schreibstube ihr Heil zu suchen. Andere wollen zwar dem ehrsamem Handwerk treu bleiben, aber sie erwarten alles Heil vom Staate. Er und er allein soll das Handwerk erlösen von allem Übel. Das ist eine überaus irrige und verderbliche Meinung. Das unaufhörliche Rufen der arbeitenden Stände nach Staatshilfe ist ein Zeichen der Dekadenz. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott“, sagten die Alten. Soziale Grundsätze für Bauern, Arbeiter und Gewerbetreibende. Rede von Universitätsprofessor Dr. Josef Beck, Freiburg, am ersten schwyzerischen Katholikentag in Einsiedeln. Siehe «Neue Zürcher Nachrichten», Nr. 176, II. Blatt, 2. Juli 1910.

⁵⁹⁾ Der junge Mann, dem es gelegentlich nicht gut ergeht, findet einen Trost in der Hoffnung, auf die bessere Zukunft. Dem zum Manne herangereiften Menschen schwebt aber stets die Frage auf den Lippen: Was fange ich an, wenn ich älter bin? Diese Frage bekam ich alle Tage zu hören. Es wird hinzugefügt, dass ja gewiss jeder Beruf seine Schattenseiten habe. Im Schneidergewerbe seien diese aber sehr stark vertreten und zeitweise kaum zu ertragen.

⁶⁰⁾ Vgl. Protokoll des Einigungsamtes der Stadt Zürich 1908. S. 38 und 47 u. ff.

⁶¹⁾ Siehe z. B. auch « Schweizerische Schneider-Fachzeitung », Nr. 14 vom 17. Juli 1909. Schweizerische Schneider- und Schneiderinnenverband, Jahresbericht des Zentralvorstandes pro 1909. Zürich 1910. S. 3 u. ff.

⁶²⁾ So sagt uns der vieljährig beschäftigte Schneider G.: „Die Tarife werden auf der Seite der Arbeitgeber nicht immer eingehalten. Sie haben eben Lohnserien; bei diesem System lassen sich Schiebungen bewerkstelligen, die der Arbeiter schwerlich nachweisen kann. Bezahlungen „unter Tarif“ lassen sich die Arbeiter meist aus Furcht gefallen, keine Arbeit mehr zu erhalten. In der arbeitenden Frauenwelt wird die Schüchternheit und Ergebenheit in erhöhtem Masse ausgenutzt. Namentlich trifft dies bei vielen Extraarbeiten (Supplements) zu.

⁶³⁾ Missgestimmt sind besonders die Schweizer und Deutschen über die lohnunterbietende Tätigkeit der Italiener, von welchen eine Reihe sich dazu hergeben, in unterwürfiger Stellung den Separatforderungen des Unternehmers entgegenkommen zu zeigen. Und weiter über die Zuchthausarbeit an sich und hinsichtlich ihrer Beziehungen zu einigen Abnehmern, die sich an Nottarife halten, welche der Arbeiter nicht zu kontrollieren vermag. Es wird als eine Schmach betrachtet, dass den Zuchthäusern erlaubt ist, den kämpfenden Gewerbetreibenden Konkurrenz zu machen.

⁶⁴⁾ Vgl. Kutter, Wir Pfarrer. Leipzig 1907. S. 135.

⁶⁵⁾ „Es ist bekannt, wie sehr die Ökonomie am Raum, und daher an den Baulichkeiten, die Arbeiter in engen Lokalen zusammendrängt. Dazu kommt noch Ökonomie an den Lüftungsmitteln. Zusammen mit der längeren Arbeitszeit produziert beides grosse Vermehrung der Krankheiten, der Atmungsorgane, und folglich vermehrte Sterblichkeit.“ Marx, Das Kapital. Dritter Band, erster Teil. Zweite Auflage. Hamburg 1904. S. 66.

⁶⁶⁾ Siehe Meerwarth, Untersuchungen über die Hausindustrie in Deutschland. Jena 1906. S. 43 u. 44.

⁶⁷⁾ Es ist zu bemerken, dass sich die kränklichen Schneider erst dann beim Arzte oder in einer Heilanstalt anmelden, wenn der Krankheitszustand schon sehr vorgeschritten ist. Man befürchtet weitere grosse Ausgaben und hoffnungslose Konsultationen. Vgl. Schmid, Die Leistungen der schweizerischen Volkshelbstätten für Tuberkulose in den Jahren 1899—1901. S. 268. Sep.-Abdruck aus „Tuberculosis“, Vol. II, Nr. 6.

⁶⁸⁾ Siehe Prausnitz, Grundzüge der Hygiene. München 1905. S. 555.

⁶⁹⁾ Übrigens stimmen die Beschwerden der Schneider darin überein, dass alle neuen und alten Kleider und Stoffe im geschlossenen Raume einen gesundheitsschädlichen Geruch und Staub verbreiten. Wo in der Werkstatt sich eine Waschschiüssel befindet, die mit reinem Wasser gefüllt sei, bedecke sich dieses oft schon nach wenigen Stunden mit Staub und sei ganz schwarz anzusehen.

⁷⁰⁾ Auf die übrigens sehr beachtenswerte populäre Schrift, Bollag, Zum Kampfe gegen die Lungenschwindsucht, Liestal 1904, S. 27 u. ff. gemachten Vorschläge ist freilich zu sagen, dass wenn z. B. die in den Wohnräumen tätigen Schneider in hygienischer Hinsicht auch ungenügend aufgeklärt sind, sie andererseits meist nicht über die Mittel verfügen, um von sich aus radikale Verbesserungen anbringen zu können. Vgl. hierzu Reichen, Auskunft- und Fürsorgestellen für Lungenkranke. Zürich 1909. Heft 4/5 der von Paul Pflüger herausgegebenen Sozialpolitischen Zeitfragen der Schweiz. Beide Schriften verdienen von Amtswegen unentgeltlich verbreitet zu werden.

⁷¹⁾ Herzberg, Das Schneidergewerbe in München, Stuttgart 1894, gibt auf Seite 28 u. ff. eine kurze Darstellung des Arbeitsprozesses der Mass- und Konfektionsarbeit. Wenn der Verfasser u. a. erwähnt, dass der Arbeiter seinen ganzen Scharfsinn aufwende, um, wie es im Arbeiterjargon verlautete, etwas „Schmuh“ zu machen, oder mit andern Worten, so wirtschaftlich einzuteilen, dass ein Stück Stoff oder Futter für ihn herausfällt, so ist wohl ein gewisses Handwerkermeistersystem damit gemeint. Wo sollte der heutige Arbeiter, der im Stücklohn arbeitet, Stücke, die er in rechnerisch zugeschnittenem Zustande vom Unternehmer nach Hause erhält, den Stoff hernehmen? Gerade die Schneider, welche vom Handwerkerstand in den Lohnarbeiterstand hinabgesunken sind, klagen ja darüber, dass sie keinen Stoff mehr für sich verwenden können.

⁷²⁾ „Wenn die Arbeiter des Grossbetriebes in ihrer Berufsarbeit selbst also oft nur geringe innere Befriedigung finden können, so muss die eifrige Arbeitsleistung vom Unternehmer durch äussere Mittel gesichert werden. Vor allem kommt da der Stücklohn in Frage. Dieses System hat aber nicht selten die Wirkung, die Arbeitsfreude noch weiter herabzusetzen. Man wird zu einem Schleudern, Hudeln und Hasten gezwungen, klagen die Arbeiter, man kann nichts mehr handwerksgerecht, nichts mehr so ausführen, dass es einem Freude bereiten würde. Der Stücklohn wälzt ferner das Risiko, welches durch die verschiedene Beschaffenheit der Roh- und Hilfsstoffe gegeben ist, auf den Arbeiter ab. Er kann sich abgemüht haben, wird aber wegen der vielen Arbeitsstücke, die infolge schlechten Materiales misslungen sind, um seinen gerechten Lohn geprellt. Nicht selten tritt eine Reduktion des Stücklohntarifes ein, sobald die Arbeiter zufolge grossen Fleisses und grosser Übung endlich zu reichlichem Verdienste gelangen. Das alles muss die Freude an der Arbeit vergiften.“ Herkner, Die Arbeiterfrage. Fünfte Auflage. S. 31.

⁷³⁾ Die Behauptung Lexis, Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Berlin und Leipzig 1910, Seite 75, dass die Massschneiderei gezwungen sei, Bestellungen abzuwarten, trifft für einen Teil der schlechtgestellten Massschneidermeister allerdings zu; der gutgestellte braucht die Kunden nicht abzuwarten. Da er über die notwendigen Betriebsmittel verfügt, findet er Zeit genug, der Kundschaft nachzulaufen, neue zu erwerben. Man erinnere sich übrigens nur der vielen Schneider, die, mit Muster der Tuchversandgeschäfte versehen, alte und neue Kunden aufsuchen.

⁷⁴⁾ Amtliche Feststellungen, z. B. nach der Art Karl Alfred Schmid, Beiträge zur Geschichte der gewerblichen Arbeit in England während der letzten 50 Jahre. Nach den Erhebungen der Royal Commission on labour, Jena 1896, sucht man für die im Kanton in Betracht kommenden Verhältnisse vergebens.

⁷⁵⁾ Andererseits wurde z. B. einer Kategorie Heimarbeiter, die sich über zu viele Nacharbeit beklagten, geantwortet: „Das hätten Sie nicht nötig gehabt. Hätten Sie lieber bei Tage gearbeitet.“

⁷⁶⁾ Jahresbericht der Arbeiterunion Zürich 1910.

⁷⁷⁾ Jahresbericht der Arbeiterunion Zürich 1907. Zürich 1908. S. 25.

⁷⁸⁾ Vgl. hierzu Schulze, Ratenzahlungsgeschäft, Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Bern 1907. 75. Lieferung. Dritter Band. S. 386 u. ff.

⁷⁹⁾ Siehe auch Verhandlungen des ersten allgemeinen schweizerischen Heimarbeiterschuttkongresses. Zürich 1909. S. 130. Übrigens gibt es Arbeiter, die z. B. Hosenarbeit vorziehen, wo die Hosen weiter sind, nicht viel gebügelt und auf den Fuss abgestochen werden muss.

^{79a)} Vgl. Max Weber, Zur Psycho-Physik der industriellen Arbeit. Archiv für S. u. S. Septemberheft 1909. S. 588.